

dlv

Dieses Buch wurde Ihnen überreicht von:

---

---

---

---

Wolfgang Bühne (Hrsg.)

# Die Fessel der Freien

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 2003

© 2003 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Satz: CLV

Umschlaggestaltung: Dieter Otten, Gummersbach

Bestellnummer: 514

Dieses Buch darf nicht weiterverkauft werden!

# INHALT

BENEDIKT PETERS

Ende einer Illusion am Fuß des Himalaja .....7

KURT BECKER

Deserteur des Lebens .....23

SUSANNE KAUTZ

Selbsterfahrung – Erfahrung einer Sackgasse .....47

ALI ÇOBANOGLU

Von Mohammed zu Christus .....77

ANDREAS LINDNER

Kaltes Herz .....97

NACHWORT ..... 121



# BENEDIKT PETERS

## Ende einer Illusion am Fuß des Himalaja

»AHL-UL-KITAB« – »Volk des Buches« – dieses arabische Wort gebraucht ein Moslem, wenn er von den Christen redet.

Ich hätte nie gedacht, dass ich auch einmal zum »Volk des Buches« gehören würde. Doch die Bibel, das Buch der Bücher, hat schließlich mein Leben verändert und geprägt.

In Finnland – also in einem Land, in dessen Familien es bis vor etwa 20 Jahren noch üblich war, eine Bibel im Haus zu haben und ab und zu auch darin zu lesen – bin ich geboren und aufgewachsen. Allerdings hatte meine Familie keine Beziehung mehr zur Bibel.

Als ich dann aber aus Anstandsgründen trotzdem

konfirmiert werden sollte – wir waren inzwischen in die Schweiz gezogen – hatte ich eigentlich schon eine klare Entscheidung getroffen. Bei der Konfirmation sollten wir eine Art Treuegelöbnis ablegen, dass wir unser weiteres Leben unter der Führung Jesu Christi gestalten wollten. Allerdings brauchten wir damals unser Versprechen nicht laut auszusprechen, denn dann hätte ich wahrscheinlich gelogen, sondern wir konnten still für uns selbst auf die Frage des Pfarrers eine Antwort geben.

Ich habe damals aus voller Überzeugung geantwortet: »Nein, das will ich nicht. Ich habe kein Interesse daran, Jesus nachzufolgen.«

Natürlich ließ ich mich trotzdem konfirmieren, aber die Konfirmation war für mich die Abschiedsfeier von aller Religiosität und vom Christentum. In den folgenden 4 bis 5 Jahren habe ich keine Bibel mehr angerührt und an keiner christlichen Veranstaltung oder sonst einer Sache, die irgendetwas mit dem Christentum zu tun hatte, teilgenommen.

Nachdem ich mein Abitur hinter mich gebracht hatte, wollte ich endlich einmal die Welt kennen lernen. In der Schweiz, so meinte ich, war alles so kleinkariert, verklemmt, viel zu genau, zu ordentlich und zu geregelt. Ich wollte frei sein und glaubte, dass Freiheit darin besteht, tun und lassen zu können, was man will. Und das war meiner Überzeugung nach nur in einem Land möglich, wo man nicht alles so genau nimmt, wo man

nicht arbeiten muss und wo man die Dinge bekommt, die man genießen möchte.

Für mich gab es nur ein Land, das in Frage kam: Indien, das gelobte Land. Bereits ein Jahr vor meiner Abreise dorthin hatte ich mich oft mit meinem Freund getroffen und dann haben wir uns in den schillerndsten Farben ausgemalt, wie es dort sein würde. Wir träumten davon, irgendwo am Fuß des Himalaja, wo es ruhig ist und die Menschen zufrieden sind, ein Haus für uns zu haben, genügend Geld, um nicht arbeiten zu müssen und vor allem ausreichend mit Drogen versorgt zu sein, die wir damals nahmen, weil wir das Leben sonst nicht ertragen hätten.

Nun, das waren schöne Träume und meistens gehen Träume nicht in Erfüllung. Aber das Erstaunliche war, dass unser Traum buchstäblich in Erfüllung ging.

Es kam der Tag, an dem ich im friedlichen Indien, am Fuß des Himalaja in einem gemieteten Haus wohnte. Ich hatte genügend Geld, um auch längere Zeit nicht arbeiten zu müssen und hatte vor allem die Drogen. Nun war ich am Ziel meiner Träume und hätte eigentlich der glücklichste Mensch auf Erden sein müssen. Aber weit gefehlt! Mit der Erfüllung meiner Träume hatte ich alle Illusionen verloren. Damals fühlte ich mich unglücklicher als je zuvor.

In der ersehnten Abgeschiedenheit am Fuß des Himalaja wurde mir bewusst, dass ich alles hatte, was ich jemals wünschte, mir aber dennoch genau das

fehlte, wonach ich mich sehnte: Glück und Zufriedenheit.

Beim Grübeln über dieses Problem kam mir der Gedanke: Mit dem Glück in Indien hat es nicht geklappt, also musst du die Sache ganz anders anpacken. Du fährst zurück in die geordnete Schweiz, hörst mit den Drogen auf, gehst einer anständigen Arbeit nach, heiratest und wirst einfach ein normaler Bürger. Wahrscheinlich ist das der Weg zur Zufriedenheit.

Gedacht, getan. Ich kehrte in die Schweiz zurück, hörte auf Drogen zu nehmen und ging einer ehrbaren Arbeit nach. Und doch, im Herbst 1971, einige Monate bevor ich 21 Jahre alt wurde, stand ich auf dem Balkon unseres Hauses und verfluchte den Tag, an dem ich geboren wurde.

Ich habe nicht mit Gott gehadert, denn ich glaubte nicht an ihn, aber ich fand es empörend, dass ich existierte. Warum musste ich auf der Welt sein, ohne dass ich gefragt wurde und ohne dass ich zu meinem Dasein die Zustimmung gegeben hatte?

Ich empfand das Leben als eine unerträgliche Last und so stand ich auf diesem Balkon und dachte: Wenn ich nur nicht existieren müsste, wenn ich aus diesem unsinnigen Leben aussteigen könnte, einfach nicht mehr da wäre!

Hätte ich mehr Mut besessen, dann wäre ich aus dem 3. Stock hinuntergesprungen, um mir das Leben zu nehmen. Aber eine Überlegung hielt mich zurück:

Wenn ich hinunterspringe, dann ist wohl mein Körper zerstört, der mir eigentlich bisher wenig Probleme bereitet hat, denn ich bin weder krank, noch leide ich an einem körperlichen Mangel. Aber was ist mit meinem Ich, mit meiner Persönlichkeit, die mir die Konflikte bringt, ist sie dann auch vernichtet oder existiere ich dann weiter?

Diese Unsicherheit ließ mich zögern.

Während dieser Zeit, als ich an meinem Dasein verzweifelte, kam ein alter Freund zu mir, der früher im selben Stil gelebt hatte wie ich. Ich hatte ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen und als er zur Tür hereinkam, erkannte ich, dass er sich völlig verändert hatte. Er strahlte eine Lebenshaltung aus, die mir völlig unbekannt war. Es dauerte nicht lange, bis er das Geheimnis seiner Veränderung lüftete: Er hätte begonnen die Bibel zu lesen und folge nun Gott nach, der ihm ein neues Leben geschenkt habe. So etwa drückte er sich aus. Und dann gab er mir ein Neues Testament und sagte: »Lies darin!«

Die veränderte Lebenseinstellung meines Freundes bewirkte, dass ich neugierig wurde und nun anfang in einem Buch zu lesen, das mir bisher immer unerträglich langweilig schien. Zum ersten Mal in meinem Leben las ich freiwillig und mit Interesse im Neuen Testament. Ich begann mit dem Matthäus-Evangelium und während ich las, wurde ich von dem Inhalt eigenartig gepackt. Dieses Buch beinhaltete etwas, was ich bisher

noch nicht gehört oder gelesen hatte, obwohl ich nicht genau hätte definieren können, was mich an diesem Buch so anzog. Und so las ich einfach weiter, bis ich an die Stelle in Matthäus 11,28 kam: *»Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.«*

Von diesen Worten Jesu fühlte ich mich unmittelbar getroffen. Ich hatte keine Erklärung dafür, war aber völlig überzeugt: Ja, das stimmt!

Ich las weiter: *»Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.«*

Genau das suchte ich doch: Ruhe, Zufriedenheit, Erfüllung, Frieden. Ich dachte, wenn das stimmt, dann will ich von diesem Jesus lernen! Ich will weiter lesen, was Er sagt und dann tun, was Er gebietet.

Zu diesem Zeitpunkt wollte ich meine Arbeitsstelle wechseln und hatte mich bei einer neuen Firma in St. Gallen vorzustellen. Vor dem Vorstellungsgespräch hatte ich noch eine Stunde Zeit und so ging ich ein wenig spazieren und wurde mächtig von dem prächtigen Dom dieser Stadt angezogen. Da ich dachte, dass dieser Bau ein besonders geeigneter Platz zum Bibellesen sei, ging ich dort hinein, setzte mich auf eine Kirchenbank und las im Johannes-Evangelium. Und während ich dort las, wurde mir mit einem Mal deutlich: Gott existiert, Gott ist! Dieses Bewusstsein hat mich so überwältigt, dass ich dort auf die Knie ging. Es war mir egal, ob dort

Leute waren, die mich belächeln konnten, oder nicht, ich betete nur den kurzen Satz: O Gott, vergib! Mehr nicht. Danach stand ich von meinen Knien auf, setzte mich und hatte irgendwie die Gewissheit, dass Gott mein Gebet erhört und mir vergeben hatte.

Während ich dort saß, lief in Gedanken mein vergangenes Leben an mir vorüber. Ich hatte Gott geaugnet und so gelebt, als ob ich selbst Gott wäre. Ich erkannte, wie völlig verkehrt mein bisheriges Leben war und konnte Gott in Bezug auf meine Vergangenheit nur sagen: »Vergib!«

Das war meine erste wirkliche Begegnung mit dem lebendigen Gott.

Mit diesem Gott, der mir dort begegnet war, wollte ich nun leben. Ich wollte Ihn noch besser kennen lernen und mein Leben ganz auf Ihn ausrichten. Und so las ich weiter in der Bibel und besorgte mir auch andere Literatur, um mehr über Gott zu erfahren. Weil ich es nicht besser wusste, habe ich Bücher über den Hinduismus gelesen, die Reden des Buddha studiert und angefangen, den Koran zu lesen. Alles mit dem aufrichtigen Wunsch, Gott besser kennen zu lernen.

Damals war ich viel mit meinem Freund Peter zusammen, der die gleichen Fragen hatte wie ich. Gemeinsam suchten wir die verschiedenen Kirchen auf und hörten mal eine katholische und dann eine evangelische Predigt. Wir lasen zusammen in der Bibel und tauschten uns darüber aus.

Die Beschäftigung mit den verschiedenen Glaubensgemeinschaften und Religionen hat damals zumindest etwas dazu beigetragen, unserem Leben einen gewissen Inhalt zu geben.

Allerdings wurde uns dann bald wieder einmal bewusst, dass die Leute in der Schweiz viel zu materialistisch eingestellt sind. Wir wollten wieder nach Indien gehen, weil wir überzeugt waren, dass dort die Menschen viel geistlicher und spiritueller waren. Wir hatten uns vorgenommen, in Indien einen geistlichen Meister, einen Guru zu suchen, der uns helfen würde, mit der Gottheit vereinigt zu werden. Und das war nach hinduistischer Lehre nur durch einen Mittler möglich, durch einen Guru, der selbst schon das völlige Gottesbewusstsein verwirklichte. In der Schule eines solchen Meisters wollten wir lernen.

So war es für uns selbstverständlich, auf unsere Reise nach Indien ein Neues Testament, die Reden des Buddha und die Bhagwadgita mitzunehmen.

Zunächst kamen wir nur bis nach Pakistan, wo wir bleiben mussten, weil der Krieg zwischen Indien und Pakistan ausgebrochen war.

Wenn wir uns dort in die religiösen Bücher vertieften, betete ich immer wieder: »O Gott, zeige mir den rechten Weg!« Ich war nicht sicher, ob letzten Endes in allen Büchern dasselbe stand und ob es vielleicht egal ist, welche Religion man vertritt, wenn man nur seine Sache aufrichtig und ernst verwirklicht. Deshalb war

mein Gebet zu Gott um klare Wegweisung sehr ehrlich gemeint. Ich suchte Gewissheit.

Gott erhört unsere Gebete oft auf erstaunliche Weise, und manchmal benutzt Er sogar einen Diebstahl dazu.

Wir waren in die Stadt zum Einkaufen gegangen und hatten draußen vor der Stadt, an einem – wie wir glaubten – sicheren Ort unser Gepäck versteckt. Aus irgendeinem Grund bin ich noch einmal zurückgegangen und habe aus meinem Gepäck das Neue Testament herausgenommen. Sonst nichts.

Als wir abends aus der Stadt zurückkamen, stellten wir fest, dass man unser ganzes Gepäck gestohlen hatte. Mein einziger übriggebliebener Besitz war nun das Neue Testament!

Zuerst habe ich mich sehr über den Diebstahl geärgert und sofort meinem Bruder in Schweden einen Brief geschrieben mit der Bitte, mir die gestohlenen Bücher zu besorgen und zu schicken. Aber als ich nach dem ersten Ärger ein wenig zur Ruhe und zum Nachdenken kam, fragte ich mich, ob mir Gott vielleicht etwas dadurch sagen wollte, dass ich nur noch ein Neues Testament als Lektüre besaß.

Bald lernten wir in Pakistan überzeugte Christen kennen, die uns zu ihren Zusammenkünften einluden. Im Zusammenleben mit diesen Christen habe ich immer mehr von der biblischen Botschaft gehört und hatte Zeit, etwa ein Jahr lang intensiv die Bibel zu lesen. Dort reifte in mir der feste Entschluss: Ich will

nur Jesus Christus folgen und keinem anderen Religionsstifter.

Dort in Pakistan traf ich übrigens auch jenen alten Freund aus der Schweiz, der mir damals das Neue Testament geschenkt hatte. Da wir beide von ganzem Herzen Jesus nachfolgen wollten, blieben wir zusammen, lebten bei den pakistanischen Christen und lasen eifrig in der Bibel. Wir gewöhnten uns daran, jeden Morgen »Stille Zeit« zu halten und hatten abgemacht, dass derjenige, der zuerst wach wurde, den anderen zu wecken hatte. Abwechselnd lasen wir dann die Bibel und zwar genau die Seite, die beim ersten Griff aufgeschlagen wurde. Es war unser aufrichtiger Wunsch, von Gott unmissverständliche Anweisungen zu bekommen, die wir kompromisslos befolgen wollten.

Eines Morgens schlugen wir Matthäus 10 auf, wo Jesus seine Jünger aussendet und ihnen in Vers 9 sagt: *»Verschaffet euch nicht Gold noch Silber noch Kupfer in eure Gürtel.«* Also kein Geld besitzen! *»... keine Tasche auf dem Weg, noch zwei Leibröcke, noch Sandalen, noch einen Stab ...«* Also nur ein Gewand und barfuß!

Unsere Reaktion darauf war Folgende: Wir nahmen unsere Schuhe und warfen sie weg, weil wir Gott gehorchen wollten. Mit der Kleidung hatten wir keine Probleme, weil wir nur noch das besaßen, was wir auf dem Leib trugen. Ich hatte nur eine einzige Sorge: Der Besitz von etwa 100 Dollar in Reiseschecks. Wir grübelten, was wir nun mit diesem Geld machen sollten. Schließ-

lich kam uns der Gedanke, dass wir diese Schecks in pakistanische Rupien wechseln wollten, um diese Rupien dann in Karatschi an die vielen Bettler zu verteilen.

Wir zogen nun per Anhalter los und übernachteten in einer Moschee. Ein solches Gebäude ist zum Schlafen gut geeignet, weil dort Matten sind, auf denen man liegen kann und weil man ein Dach über dem Kopf hat.

In dieser Nacht haben wir offensichtlich sehr gut und tief geschlafen, denn als wir aufwachten, waren wir unsere Sorgen los: Unser Geld und auch unsere Pässe hatte man gestohlen!

Als wir darauf zur Polizei gingen, hatte man dort schon unsere Pässe abgeliefert, aber das Geld war weg und wir freuten uns darüber und haben Gott auf den Knien dafür gedankt, dass Er uns die Last des Geldes abgenommen hatte!

Unser Wunsch war, alles zu tun, was Er uns sagen würde und so haben wir uns auch an die Worte Jesu erinnert: *»... der Arbeiter ist seines Lohnes wert ... und in welche Stadt irgend ihr eintrtet, und sie euch aufnehmen, da esset, was euch vorgesetzt wird ...«* (Luk. 10,7-8).

Wir haben uns damals gesagt, wenn wir uns auf Jesus Christus und Sein Wort verlassen, dann wird Er uns auch versorgen, wenn wir kein Geld haben.

So entschlossen wir uns, wohl Essen, aber kein Geld von unseren Gastgebern anzunehmen. Rückblickend kann ich nur sagen, dass Gott mit unserem Unverstand

und unserer Unwissenheit große Geduld hatte und uns wunderbar versorgt hat. Während dieser Zeit haben wir wertvolle Erfahrungen mit den Verheißungen und der Treue Gottes gemacht.

Einmal waren wir per Anhalter unterwegs und hatten abends in irgendeinem Palmenhain übernachtet. Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, ohne dass wir ein Frühstück hatten. Während der Mittagshitze ruhten wir uns im Schatten aus, um dann um 15 oder 16 Uhr weiter zu marschieren. Während wir uns ziemlich hungrig durch die Gegend schleppten, kam plötzlich ein Mann auf uns zu, winkte uns zu sich und lud uns ein, an einem für zwei Personen reich gedeckten Tisch Platz zu nehmen. Dieser Mann sprach nicht viel, er sagte nur: »Esst!« Und als wir ausgiebig gespeist hatten, verabschiedete er sich mit den Worten: »Auf Wiedersehen, macht's gut!«

Wir zogen dann weiter in dem freudigen Bewusstsein, von Gott versorgt worden zu sein.

Beide hatten wir bisher gelernt, dass Christsein beinhaltet, Jesus Christus nachzufolgen. Aber wir merkten bald, dass noch eine Menge mehr dazu gehörte. So wurde uns beiden zur Not, dass wir wohl in der Lage waren, rein äußerliche Dinge wie barfuß gehen usw. zu befolgen, andere Gebote Jesu uns aber sehr viel Mühe machten.

Ich merkte z.B., dass ich meinem Freund gegenüber oft sehr ungeduldig, gereizt und unwillig war. Alle Versuche mich zu ändern, schlugen fehl und ich wusste,

dass mein schlechtes Verhalten Sünde war, denn so hatte mein Heiland und Herr nicht gelebt.

Schließlich wurde die in uns wohnende Sünde zu einem solchen Problem, dass wir beschlossen, 10 Tage lang zu fasten, um »richtige« Christen zu werden. Jesus hatte zwar 40 Tage lang gefastet, aber das war uns doch ein bisschen zu viel. So haben wir eine kleine Hütte aufgesucht und angefangen zu »fasten« – nichts zu essen und nichts zu trinken.

Nun, am dritten Tag wurde ich ohnmächtig und als ich wieder zu mir kam, meinte mein Freund: »Wäre es nicht besser, wenn wir wenigstens ein wenig Wasser trinken würden?«

In den folgenden sieben Tagen haben wir dann doch etwas Wasser getrunken, aber nichts gegessen.

Während wir fasteten, haben wir uns in zwei Bücher vertieft. Wir hatten beschlossen, nur die Offenbarung und das Buch von Thomas a Kempis »Nachfolge Christi« zu lesen. In diesen zehn Tagen habe ich beim Lesen der Offenbarung kaum etwas begriffen. Nur eines wurde mir klar: Es gibt ein ewiges Schicksal des Menschen, entweder in der Herrlichkeit Gottes oder in der ewigen Verdammnis. Und dann waren mir in der Offenbarung einige Worte, die sich wiederholten, in die Knochen gefahren. Immer wieder war die Rede von solchen, die »überwinden« und die dafür eine wunderbare Zusage erhielten. Ich fragte mich: »Gehöre ich zu denen, die bis zum Tode treu bleiben, die Christus um jeden Preis festhalten?«

Die Antwort auf meine Frage bekam ich nicht während der Fastenzeit, aber ich brauchte nicht mehr lange darauf zu warten.

Nach den zehn Tagen gingen wir ziemlich ernüchtert wieder zu unseren pakistanischen Freunden.

In einer der folgenden Nächte konnte ich nicht einschlafen, so dass ich aufstand und aufs Feld hinausging. In dieser Nacht wurde mir mit einem Mal alles klar. Ich verstand plötzlich Bibelverse, die ich oft gelesen, aber nie begriffen hatte. Was meine letzte Frage betraf, kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: *»In der Welt habt ihr Drangsal, aber seid guten Mutes, ich habe die Welt überwunden«* (Joh. 16,33).

Mir wurde klar, dass ich all das, was Gott von dem Menschen fordert, niemals erfüllen kann und dass es mir unmöglich ist, in eigener Kraft Jesus nachzufolgen. Und weil ich das nicht kann, musste Jesus Christus für mich in den Tod gehen. Er starb für meine Sünden und für meine Unfähigkeit, überhaupt etwas Gutes tun zu können!

In dieser Nacht bin ich dort auf dem Feld auf meine Knie gegangen und habe Jesus Christus gebeten, dass Er mein Leben in Seine Hand nehmen, ja, dass Er in mein Leben kommen möge, um mich zu führen und an das Ziel zu bringen: *»Du allein kannst überwinden – ich kann es nicht.«*

In dieser Nacht, irgendwann im Januar 1973, bin ich ein Kind Gottes geworden.

*»So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht,*

*Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben*« (Joh. 1,12).

Dort habe ich den Sohn Gottes in mein Leben aufgenommen und Ihm die Herrschaft und Führung meines Lebens übergeben. Von diesem Tage an wusste ich, dass ich durch Gottes Gnade ewiges Leben hatte. Wenige Tage später hörte ich die Predigt eines Amerikaners, der in Indien arbeitete, mit dem Thema Heilsgewissheit. Seitdem habe ich nie mehr daran gezweifelt, dass ein Kind Gottes ewiges Leben besitzt.

Diese völlige Gewissheit des ewigen Lebens hat mir dann auch eine große Freude gegeben, von nun an diesen wunderbaren Herrn zu bezeugen und Ihn unter den Menschen bekannt zu machen. Ich habe damals in Pakistan, Indien und Bangladesch mit sehr vielen Hindus und Moslems gesprochen und durfte bei einigen erleben, dass sie auch zum Glauben kamen und erfuhren, dass Jesus Christus ewiges Leben, Ruhe und Frieden schenkt.

Nachdem ich zweieinhalb Jahre in Pakistan und Indien gelebt habe, bin ich wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Inzwischen bin ich mit Helen, einer Schweizerin, verheiratet und Gott hat uns vier Kinder geschenkt. Wir freuen uns, gemeinsam unseren Herrn lieben und Ihm leben zu dürfen.

Die Bibel, die ich damals in Pakistan lieben und schätzen lernte, ist mir seitdem immer kostbarer geworden.

Damals in Indien, als ich noch jung im Glauben war, habe ich das Verlangen nach mehr Glauben verspürt

und oft gebetet: »Lass mich Dich doch einmal sehen, damit mein Glaube wächst und meine Zweifel an Deiner Macht schwinden!«

Ich bin dankbar, dass Gott mir dieses Gebet nie erhört hat, denn ein solches Erlebnis hätte meinen Glauben nicht vergrößert, sondern mich im Gegenteil abhängig von Dingen gemacht, die man sehen kann. Es gibt nur zwei Dinge, die den Glauben nähren und stärken und das sind Gottes Wort und ein gehorsames Herz.

Je länger und intensiver ich in diesem wunderbaren alten und doch stets aktuellen Buch gelesen habe, je mehr kann ich frohen Herzens bestätigen, was der Psalmdichter vor Jahrtausenden über das Wort Gottes ausgesagt hat:

*»Ich freue mich über dein Wort wie einer, der große Beute findet.«* »Wohlgeläutert ist dein Wort und dein Knecht hat es lieb« (Psalm 119,162 + 140).

*Ich grub so viel mit meinem Spaten  
und immer war es Wüstensand  
bis ich an jenes Buch geraten,  
darin ich Gold und Silber fand.  
Auf alle meine tausend Fragen  
gab Antwort mir das weise Buch,  
hat um mein kaltes Herz geschlagen  
den Frieden, wie ein warmes Tuch.*

H. Dannenbaum

# KURT BECKER

## Deserteur des Lebens

Mein Name tut nichts zur Sache, denn diejenigen, die mich mit meinem Namen rufen, kann ich hier nicht hören; und die Leute, die ich höre, rufen mich nicht mit meinem Namen. Mein Alter wäre eine Lüge, denn die Winter, die ich erlebte, waren kälter, die Sommer heißer, die Herbste länger und die Frühlinge kürzer, als Jahreszeiten sind.

Meine Heimat suchte ich dort, wo die Sonne aufgeht. Aber kaum glaubte ich mich am Ziel, so verschwand sie am Horizont und ließ mich weiterirren in finsternen Nächten. Nun aber ist der Kreis geschlossen, und ich stehe wieder am Anfang.

Meine Füße sind wund von den Steinen, an die

ich stieß, und meine Hände sind von einem elenden Ausschlag befallen, infiziert von den Dingen, die ich berührte, als ich blind nach dem Licht tappte.

Ich fühle mich müde, nur meine Gefühle sind unruhiger als je zuvor, denn ein Herz braucht länger, um zu sterben, auch wenn es eiskalt geworden ist.

Kein Tag verging, an dem ich nicht das Unrecht, die Gewalt, die Phrase und die Lüge triumphieren sah; und obwohl es mir gelang, mich von dem Hass als einem unreinen Gefühl freizuhalten, so spürte ich doch, wie sich die Zerstörung in meiner Seele langsam ausbreitete.

Ich bin Fremdenlegionär!

Der Vertrag fordert fünf Jahre Gehorsam, mit Ehre und Treue bis zum Tode. Meine eigene rechte Hand, wer immer sie auch führte, hatte mich verkauft.

Was bewegt einen Menschen dazu, in einem fremden Land, unter fremdem Namen, einer fremden Nation zu dienen und bereit zu sein, für sie zu sterben?

Die schwerste Strafe in der Legion trifft den Deserteur. Aber in Wirklichkeit ist jeder Legionär ein Deserteur, ein Deserteur des Lebens! Jeder Legionär hatte schon einen Sprung in dem Kristall seines Lebens, bevor er zur Legion ging. Durch die Legion aber wurde dieser Sprung zu einem Riss, den meist nichts mehr kitten kann als nur der Tod.

Wir alle waren auf der Flucht – vor irgendetwas davongelaufen. Die einen vor Freiheitsstrafen oder finanziellen Schwierigkeiten, die anderen vor familiären oder

sonstigen Problemen. Oder man flüchtete vor dem grauen Alltag! Eines aber hatten wir alle gemeinsam: Wir waren auf der Suche nach irgendetwas.

Leider fragen sich nur sehr wenige, was sie denn finden wollen. Und so greift man nach den erstbesten Dingen, die sich bieten, um den großen Durst zu stillen. So macht sich der Legionär das Leben leichter – und gleichzeitig schwerer.

Ich war an dieses Seil gefesselt. Ich weiß, wie tief es einschneidet, und wie fest die anderen die Knoten ziehen ... Aber ich sah auch, wie jeder Neuankömmling eine Frische mit sich brachte. Wenn ich auch bei vielen lange danach suchen musste, so gelang es mir doch immer, eine Spur Menschlichkeit an ihnen zu entdecken. Ich freute mich so sehr darüber, dass es mich echt bestürzte, feststellen zu müssen, wie diese Züge immer mehr schwanden, – bis ihr Ausdruck tot erschien, bis ich mich fragte, ob sie denn noch sie selbst waren oder nur eine Maschine, die jene Dinge erledigte, für die sie zusammengebastelt wurde. Vollautomatisch und zu jeder Zeit funktionsfähig, solange, bis sie kaputtgeht.

Als ich anfang, über diese Dinge nachzudenken, begann ich, mich vor mir selbst zu fürchten.

Ich wollte aussteigen. Aber wie?

Zu diesem Zeitpunkt erlebte ich die sieben vergangenen Jahre noch einmal, seitdem ich als 14-jähriger Junge von zu Hause durchgebrannt war. Diesmal nur in Gedanken, aber jedes einzelne Abenteuer hatte sich

so tief eingepägt, dass mich sogar die Erinnerungen daran schmerzten. Es war eine höllische Qual, aber ich konnte nicht mehr aufhören, daran zu denken.

Ich zog durch die ganze Welt, passierte Grenzen illegal oder wurde abgeschoben – saß in verschiedenen Gefängnissen und Flüchtlingslagern, verdiente mein Geld durch Prospekte verteilen, Teller waschen, Zeitungen verkaufen, arbeitete als Barkeeper, Küchenjunge, Bäcker, Friseur, Ofenmonteur und Chauffeur – schlief in Hotels, zur Untermiete, auf Parkbänken, in Rohbauten und Kellern.

Ich fuhr Tausende von Kilometern per Anhalter und zog zwei Monate lang mit Zigeunern.

Die Höhen und Tiefen des Lebens erlebte ich in so extremer Weise, dass meine Gefühlswellen zur rauen See wurden, zu einem tobenden Meer, in dem ich nicht mehr hatte, als ein lächerliches Floß – bald mit der Angst, dass es in Stücke gerissen würde, und bald mit der Freude, dass es den Wogen standhielt.

Aber Kurs hielt ich keinen, und versuchte ich es, so trieben mich starke Winde davon ab. Kam ich dann aufs Festland, so hatte ich mich an das Schaukeln so sehr gewöhnt, dass mich nichts mehr zur Ruhe bringen konnte. Keine Droge, kein Mädchen. Nichts. Ich hatte alles versucht, aber früher oder später bin ich daran vorbeigegangen oder wieder fortgezogen worden.

Nichts war mir wertvoll, mit Ausnahme meiner Freunde.

Starin lernte ich in einem Flüchtlingslager bei Belgrad kennen. Wie er wirklich hieß, wussten wir nicht. Aber wir nannten ihn Starin, was zu deutsch »Freund« heißt, weil er uns allen ein echter Kumpel war, stets gut gelaunt und hilfsbereit.

Auf uns unerklärliche Weise schaffte er Dinge herbei, die man uns untersagte, weil man sie nicht für lebensnotwendig hielt. Es kümmerte uns auch nicht, woher er dieses oder jenes hatte, sondern wir waren einfach froh darüber. Mit 15 Jahren war ich der Jüngste, und daran änderte auch die Tatsache nichts, dass ich mich für 19 ausgab. Aber vielleicht wurde ich gerade deshalb sein bester Freund. Nach allem, was er für mich getan hatte, wollte ich ihm am Tage meiner Überweisung in ein anderes Lager meine Uhr schenken, welche ich trotz aller Durchsuchungen behalten hatte. Aber er sagte, er könne das nicht annehmen.

Noch am selben Tag erfuhr ich, warum Starin ablehnte: Er befand sich bereits zwei Jahre freiwillig in diesem Lager. Und er wollte nicht mehr vom Leben, als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lagerration mit dem größten Stück Fleisch. Dafür gab er jedes Wort, das im Lager gesprochen wurde, an die Direktion weiter und setzte sorgfältig vorbereiteten Fluchtversuchen der aus dem Osten geflohenen Emigranten ein schnelles Ende, nachdem er sie dazu brachte, aus ihrer Vergangenheit zu erzählen.

Ich war nur fünf Wochen in diesem Lager, aber ich

weiß, dass sich noch heute vier Männer in schwerer Haft in Polen und Ungarn befinden, weil Starin nicht mehr vom Leben will, als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lageration mit dem größten Stück Fleisch.

Mahmud war Libanese. Er war 24 Jahre alt und in Beirut aus der Armee geflohen, weil er Krieg für Wahnsinn hielt. Wir trafen uns in Goriza, wo wir zusammen die jugoslawisch-italienische Grenze illegal überschritten, da weder er noch ich einen Pass hatten.

Für ihn schien nichts mehr im Leben schwierig, denn nun brauchte er nie wieder eine Waffe zu tragen. Er sagte in seinem guten Englisch zu mir: »Take this if you want!« (Nimm dieses, wenn du willst!) – und schenkte mir sein Klappmesser.

Dann erzählte er mir von seinem Land, von seinen Leuten. Wie gastfreundlich und strenggläubig sie seien. Niemals würde er einen Landsmann oder ein Landsmann ihn im Stich lassen. Er sagte: »Ich werde dich arabisch lehren, und wenn der Krieg vorbei ist, dann musst du bei mir vorbeikommen, Beirut ist unvergesslich!«

Doch die Italiener wollten ihn in sein Land abschieben. Aber noch in derselben Woche wurde er vor dem libanesischen Konsulat von drei Arabern, die aus seiner Heimat kamen, zusammengeschlagen, weil er nicht einer Meinung mit ihnen war.

Als ich ihn am Tage darauf im Krankenhaus von Padritchiano besuchte, bat er mich, ihm sein Klappmesser

zurückzugeben. Als wir uns zum letzten Mal die Hände schüttelten, murmelte er: »I' m sorry!« (Es tut mir Leid!)

Ja, und dann war da noch mein Vater.

Es war Heiligabend. Ich hatte gehört, dass er wieder verheiratet war, genauso wie ich wusste, dass seine jetzige Frau nicht duldete, dass ich auch nur eine Nacht in seinem Hause zubrachte.

Aber kam ich von irgendwoher zu ihm, dann besorgte er mir ein Fremdenzimmer – ein Zimmer für Fremde. Irgendwo in der Vorstadt, denn dort war es billiger.

So besuchte ich auch damals meinen Vater, ohne sein Haus zu betreten. Ich stand eine Weile vor dem Fenster, indem ich den festlich geschmückten Raum sah. Es war kalt und es schneite. Aber allein dieser Anblick brachte mein Blut in Wallung. Ich konnte nicht hören, welches Lied er und seine Frau angestimmt hatten, und so ging ich in eine dem Haus gegenüberliegende Telefonzelle, wartete, bis der Gesang zu Ende war und wählte seine Nummer. »Dein Sohn wünscht dir eine frohe Weihnacht und ein glückliches neues Jahr!« Auf die Frage, wo ich denn im Augenblick sei, antwortete ich: »Weit weg von dir, Vater, und doch so nahe!«

Ich beobachtete, wie er sich mit der Hand auf den Tisch stützte, als er meinen Wunsch erwiderte und mich bat, bald wieder einmal nach Hause zu kommen.

Ich gab mir nicht mehr die Mühe, den Hörer wieder in die Gabel zu hängen, trat aus der Telefonzelle in die

»Stille Nacht, heilige Nacht« – und war wieder allein.

Später lernte ich Bob kennen. Das heißt, zunächst wollten wir uns gar nicht kennen, denn wir stritten uns um den Platz in einem abgestellten Zug, der in einem kleinen Bahnhof in Nord-England stand und sich wunderbar eignete, die schon kalten Nächte darin zu verbringen.

Wir hätten ja nicht nur Platz für uns beide gehabt, sondern konnten noch eine ganze Kricket-Mannschaft einladen. Aber er war der Erste, und als ich durch eines der Fenster in den Waggon einstieg, wollte er mich unbedingt hinausjagen.

Er sagte: »Ist ein zweiter hier, so kommt ein dritter, wo drei sind, ist die Polizei nicht mehr weit.« Außerdem wollte er alleine sein. Dafür hatte ich allerdings überhaupt kein Verständnis. Nun, wir konnten uns auf menschliche Art nicht einig werden, und so begannen wir, nach »tierischen Regeln« Herr der Lage zu werden. Ich hatte Glück und er einen gebrochenen Kiefer. Diese Nacht verbrachten wir beide in dem Waggon, aber keiner konnte auch nur ein Auge zutun; er nicht der Schmerzen und ich nicht seines Jammers wegen. Am nächsten Tag musste er ins Spital, und das bedeutete für Leute in der Lage, wie wir es waren, Schwierigkeiten, Geldprobleme und manchmal sogar Knast.

Das Gefängnis aber scheute Bob mehr als ein geregeltes Leben. Und so gingen wir, nachdem man ihm den Kiefer wieder einigermaßen hergestellt hatte, als

Candyman arbeiten, um die Spalkkosten zu bezahlen. Er verkaufte Eiscreme und ich Dauerlutscher. Als wir die Summe beisammen hatten und ich merkte, dass die Sache mit den Dauerlutschern doch nicht so süß war, zog ich weiter. Bob aber blieb in seinem Fach, und heute besitzt er vier Wagen, die einen ganzen Bezirk mit Eiscreme und Süßigkeiten versorgen.

Patrice war italienischer Abstammung, in den Vereinigten Staaten aufgewachsen und als ich sie kennen lernte, schon drei Jahre in Holland sesshaft.

Ich traf sie in irgendeiner Straße, als sie mich fragte, ob ich »Stoff« bei mir hätte. Sie gefiel mir und deshalb log ich sie an und sagte »Ja«. Sie lud mich ein, zu ihr in die Wohnung zu kommen, aber Freundlichkeit und Hoffnung waren schnell verschwunden, als ich ihr gestand, warum ich ihre Frage nicht wahrheitsgemäß beantwortet hatte. Ihr Wortschatz schien unerschöpflich, aber meine Geduld war unübertrefflich. Ich blieb still und unbewegt, bis sie merkte, dass ihre Demütigungen auf mich keinen Eindruck machten.

Schließlich ließ sie den Regen ihrer Probleme auf mich niedergehen. Ich wollte ihr helfen und besorgte ihr das, wonach sie verlangte, denn ich wollte sie glücklich sehen. Und diese Nacht war sie glücklich – und ich mit ihr. Aber ich wusste nicht, was es heißt, glücklich zu sein!

Ja, sie alle und hundert mehr, waren mir teuer geworden. Teuer, weil sie das Einzige waren, was ich besaß.

Sie waren die Flamme in mir, an der ich mich wärmte, und sie waren die Flamme, die mich verzehrte.

Und mittlerweile hatte es mich in die Fremdenlegion verschlagen. Sie konnte mir zwar eine Bleibe geben, aber sonst nichts. In mir war immer noch diese große Finsternis, eine Ungewissheit und das Verlangen nach dem Ende meiner Unruhe und Unzufriedenheit. Worin unterschied ich mich eigentlich von den anderen?

Als ich begann, abzuwägen, welche Vorteile und welche Nachteile mein Anderssein mit sich brachte, da fühlte ich mich wertlos. Was ist ein Mensch wert? Kann er an Wert zunehmen und kann er an Wert verlieren? Wie teuer bin ich selbst? Was macht den Wert des Menschen aus? Mein Suchen nach Antworten auf diese Fragen wurde fieberhaft. Ich musste die Lösung finden, denn ich ahnte, dass sich etwas verborgen hielt, was mir bei allen Erlebnissen noch unbekannt war. Dieses Gefühl, das Leben völlig ausgeschöpft zu haben, und der Gedanke, dass es nichts mehr gibt, was es nicht schon gab, verschwand plötzlich.

Von Zeit zu Zeit wurde mir gewisser, dass sich noch irgendetwas für mich bereithielt, irgendetwas, was ich bisher nicht beachtet oder völlig übersehen hatte.

Da lag es schon für mich bereit, die Antwort auf meine Fragen, die wirkliche Freiheit, die Gewissheit und ein neuer Anfang. Alles stand schon in einer Person hinter mir und ließ mich auf wunderbare Weise den Kopf wenden!

Es war im März dieses Jahres, als ich nach viermonatigem Einsatz in Ostafrika zurück in die Garnison nach Korsika kam. Ich hatte zehn Tage Urlaub zur Umgewöhnung an das Klima bekommen.

Eines Abends fuhr ich mit zwei Kameraden in die Stadt, um – wie wir uns vornahmen – nach langer Zeit der von uns gern besuchten Bar des Calvi-Hotels einen Besuch abzustatten. Aber wir wurden enttäuscht, denn die Bar war geschlossen, das Hotel von den Deutschen gepachtet und uns, so sagte der Fahrer, wäre der Zutritt nicht gestattet. Das war uns Grund genug, erst recht hinzugeben.

Es war früh am Nachmittag, und außer Brigitte, dem Fräulein am Empfang, trafen wir niemand an. Sie aber bestätigte, was wir schon bei der Ankunft im Taxi hörten, bis auf eine Abweichung: anstatt uns den Eintritt zu verbieten, lud sie uns für den Abend ein.

Meine Freunde Fred und Paul kamen aus Holland und Sizilien, sprachen aber beide gut Deutsch, und wir erinnerten uns an einige Abende, die wir schon mit Touristen verbracht hatten, und so nahmen wir die Einladung an. Wir wussten, dass wir die einzigen Soldaten sein würden, waren darüber aber froh, denn wir hatten es satt, nur Uniformen zu sehen.

Als wir am Abend zurückkamen, war der Saal bereits gefüllt. Ich erinnere mich gut: In der Mitte stand ein bärtiger Mann mit einer Gitarre. Er lachte uns mitten ins Gesicht und sang dabei: »Ich habe Freude in mei-

nem Herzen ...«, und dann stimmte der ganze Saal ein: »Freude, Freude, Freude, Freude«, und wir konnten nichts anderes mehr empfinden.

Man brachte uns dann Stühle, und bescheiden, wie wir es gewohnt waren, wollten wir uns in die letzte Reihe setzen. Aber eine ältere Dame, die mir schon beim Eintreten aufgefallen war, weil sie ihre Freude nicht nur sang, sondern dabei auch noch in die Hände klatschte, wie ich es zuvor nur bei den Tiroler Holzfällerbuben sah, war gar nicht damit einverstanden, dass ich mit meinem Stuhl das Weite suchte. Sie packte mich kurzerhand am Arm, so dass ich gezwungen war, den Stuhl abzustellen, um mich darauf zu setzen und drückte mir ein Liederbuch in die Hand. Denn nach der Freude kamen noch die anderen Strophen des Friedens, der Liebe und der Ruhe, so dass ich mich fragen musste, wie denn dies alles in einem Herzen Platz haben könnte.

»Die kommen aber ganz schön schnell in Stimmung«, sagte Fred, der Holländer, zu mir, und ich musste ihm Recht geben. Aber da erst fiel uns auf, dass anstelle der üblichen Wein- und Bierflaschen Bibeln auf dem Tisch lagen. Nun, wir waren etwas verstört, denn dass dies kein Gottesdienst war, war uns klar, nur was sollten die Bibeln auf den Tischen?

»Ist nett von Euch, dass Ihr gekommen seid, vielleicht stellt Ihr Euch am besten gleich mal vor!«, sagte der Bärtige. Er schien der Wortführer zu sein. Nach gelernter Manier stand ich auf und stellte mich vor. »Ich

heiße Kurt und« – da war es passiert, dass ich mich mit meinem richtigen Namen vorstellte und nicht als Karl, wie man mich in der Legion ausgab. Die bringen einen ja ganz schön aus der Fassung!

Jetzt stellten sich auch meine beiden Freunde vor, und es war das erste Mal, dass ich nun auch ihren richtigen Namen kennen lernte, obwohl wir schon zwei Jahre beisammen waren! Seltsam, dachte ich. Aber da bekam ich auch schon von der Oma einen kräftigen Stoß in die Seite, weil ich ganz vergessen hatte, bei dem Lied mitzusingen, das der Bärtige inzwischen wieder angestimmt hatte.

Aber der Ton war einfach zu hoch für mich. So bewegte ich nur meine Lippen und begann dabei zu schwitzen: »Hoffentlich merkt Oma nichts davon!« Aber sie schmunzelte mich an, zwinkerte mit dem Auge und nickte dabei bedächtig mit dem Kopf – so wie es meine Mutter tat, als ich noch ein kleiner Junge war und mit jemandem über meine neuesten Lausbubenstreiche sprach.

Jetzt war wieder der Bärtige an der Reihe: »Wir wollen uns zum Gebet neigen.« Also doch ein Gottesdienst! Fieberhaft versuchte ich, mich an die Worte des Vaterunsers zu erinnern, das ich irgendwann einmal in der Schule auswendig gelernt hatte. Jetzt bin ich blamiert, dachte ich, denn zwischen Vater, Himmel und Erde fehlte mir jeder Zusammenhang. Aber dann begann Oma zu sprechen. Was wohl in sie gefahren war? Sie

bedankte sich bei irgendjemandem für die Schiffsreise, aber mit wem sprach sie überhaupt? Ich wagte nicht, meine Augen zu öffnen, obwohl es mich brennend interessierte. Aber vielleicht, dachte ich, beobachtet mich der Bärtige, und dann würde er wissen, dass ich kein Christ war. Ja, und dann wäre alles dahin. Sie würden mich nicht mehr als einen der Ihrigen betrachten, und meine Freude würde so schnell verschwunden sein wie sie kam.

»Gott, wir danken Dir, dass Du diese drei Legionäre zu uns geführt hast, und wir bitten Dich darum, dass sie Dich hier erkennen dürfen und zu Dir kommen und Du ihnen ein neues, ewiges Leben schenkst!« Diese Worte kamen aus irgendeiner Ecke, und aus wessen Mund sie auch stammten, ich fand sie rührend. Aber das mit dem neuen Leben musste wohl noch etwas warten, denn mein Vertrag in dieser Armee galt noch bis 1979.

Einer nach dem anderen begann für mich und meine Freunde zu beten.

Sie redeten so einfach und unkompliziert zu Gott, als unterhielten sie sich mit einem ihrer Freunde. Man konnte meinen, der Herr sitze hier im Saal, vielleicht auf einem freien Stuhl in der Ecke hinten oder er hatte den freien Platz des Bärtigen eingenommen. Oder war er in jedem einzelnen selbst zu finden?

Jeder dankte für etwas oder brachte seine Probleme, und die anderen bekräftigten ihre Anteilnahme durch

ein lautes Amen. Sie baten den Herrn um Vergebung von Dingen, deren ich mich niemals schuldig gefühlt hätte. Und da begann ich, diese Leute zu beneiden. Wie rein und frei mussten sie innerlich sein, um für Dinge zu danken und zu beten, die ich als selbstverständlich ansah. Schon wollte ich auch auspacken, aber was würde der liebe, gute Gott sagen, wenn ich Ihm alles so hinwarf? Und was würden die Leute denken? Nein, das war unmöglich! Und so schwieg ich. Doch in diesem Augenblick wuch die erste Portion Freude von mir, und ich fühlte mich nicht mehr so ganz dazugehörig.

Aber dieses Problem sollte sich bald lösen, denn es blieb nicht bei diesem einen Abend. Jede freie Stunde verbrachten wir nun mit diesen Leuten. Immer wieder führten uns die Gespräche an den Punkt, den wir nicht fassen konnten: »Jesus Christus ist auferstanden!«

Je mehr ich über diese Behauptung nachdachte, desto nebensächlicher schienen mir alle anderen Lebensfragen.

Diese Christen waren sehr freundlich zu uns und deckten uns mit Traktaten und christlicher Literatur ein, die wir erst einmal beiseite legten.

Nur ein Buch hatte ich herausgegriffen, dessen Titel mich reizte: »Vom Knast zur Kanzel«. Sollte es Männer geben, die auf der Kanzel stehen und deren Vergangenheit nicht in der Absolvierung theologischer Seminare bestand, sondern die Außenseiter waren wie ich?

Was hatte ein Verbrecher von der Kanzel zu rufen? Noch bevor ich das Buch durchgelesen hatte, wurde

in mir die Hoffnung wach, dass Gott auch mir diese Veränderung und Erfüllung schenken könnte.

Noch einmal blickte ich auf mein verpfushtes Leben zurück und stellte mich der Sinnfrage meines Lebens, die mich wieder eingeholt hatte. Es gab kein Vorbei mehr.

Einmal muss jeder von uns den Finger durch die Tapete des Lebens stecken und sich fragen: Was ist denn eigentlich dahinter? Habe ich mein Leben gelebt oder habe ich es zerstört? Ist das eigentlich alles, was ich hier erlebe?

Obwohl ich sehr viel erlebt hatte, stellte sich auch mir die Frage: Ist das eigentlich alles, womit mich diese Welt füttern will? Bin ich nur dazu da, um einigen Leistungsprozessen zu genügen? Und diese Frage nach dem Sinn des Lebens ist ja schließlich auch kein Zufall, sie ist uns auferlegt. Sie stellt sich einem jeden von uns. Solange wir diese Frage nicht beantwortet haben, solange diese Problematik ungelöst bleibt, weil wir sie beiseite schieben oder zu vergessen suchen – in der Arbeit, im Hobby, in Liebesaffären, im Alkohol, in Drogen oder auch wie ich, im Abenteuer – solange wir keine Antwort auf diese Frage haben, werden wir sie nicht aus der Welt schaffen, sondern diese ungelöste Sinnfrage wird unser Leben vernichten.

Und da kamen diese Leute mit ihrem Jesus zu mir und behaupteten: Die einzige Antwort, die auch dann noch Bestand hat, wenn alles andere umgefallen ist;

wenn andere Immanenz-Antworten, d.h. von Menschen und deren Vorstellungen angebotene Antworten bis zu diesem Punkt erfahren worden sind, wo man dem Tod gegenübersteht, da behält der Recht, der im Absolutheitsanspruch der ganzen Welt zuruft:

»*Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!*« *Jesus Christus*. Die Schläue eines Bürgermeisters fiel mir ein, der sein Amt in einem kleinen Dorf ausübte. Es hatten sich dort zwei Frauen gestritten, und die erste ging zum Bürgermeister und erzählte ihm alles. Dieser hörte sich das an und meinte anschließend: »Gnädige Frau, wenn das so ist, dann muss ich Ihnen in diesem Streit Recht geben.« Die Frau war sehr erfreut, und strahlend ging sie nach Hause.

Aber kurz darauf kam die andere Frau herein und erzählte dem Bürgermeister alles aus ihrer Sicht. Wiederrum hörte er sich alles an, und als sie ausgeredet hatte, meinte er: »Wenn das so war, gnädige Frau, dann sind Sie natürlich im Recht.«

Die Sekretärin, die dabeisaß, schüttelte den Kopf und meinte zum Bürgermeister: »Aber Herr Bürgermeister, das können Sie doch nicht machen. Sie können doch nicht beiden Frauen Recht geben!«

Da legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »Da haben Sie auch Recht!«

Ich glaube, dass wir gerade heute in dieser Gefahr leben, jedem Recht zu geben, nur um unsere Ruhe zu haben. Wir werden mit so vielen Informationen

beschlossen, dass viele von uns mehr und mehr das Bedürfnis haben, alle Kommunikationen abzuschalten, um wieder einen emotionellen Freiraum zu erhalten. Aber wir können uns ihrem Einfluss nicht entziehen. Denken wir nur an Radio, Fernsehen, Illustrierte und Drucksachen. In uns schreit es laut: »Aufhören! Lasst mich doch endlich in Ruhe!« Wir können auf einmal nicht mehr auf neue Informationen reagieren, wir können sie nicht mehr in unser Leben integrieren, selbst wenn sie Tod oder Leben ausmachen.

Eine Folge dieser beängstigenden Entwicklung ist, dass sich die Art unseres Zuhörens geändert hat. Um uns vor der Flut des Lärms zu schützen, haben wir bewusst ein psychisches Abwehrsystem entwickelt, eine Art Sieb oder Filter. Dieser Filter lässt automatisch nur die Informationen hindurch, die den Eindruck erwecken, dass sie uns helfen, unsere eigenen bedrängendsten Bedürfnisse zu befriedigen und unsere persönlichen Ziele zu erreichen.

Wir versuchen in einer von der Werbung versprochenen Lebensfreude zu leben. Aber wir sind nicht wirklich froh. Trotzdem wird uns weiter eingehämmert, dass das Produkt X und System Y uns glücklich machen. Haben wir dann zugegriffen und fühlen uns trotzdem nicht wohl, verzweifeln wir an uns selbst. Das darf aber kein anderer merken, und darum bemühen wir uns, unter allen Umständen nett, gepflegt und ausgeglichen zu wirken, egal wie einsam, leer und hoffnungslos wir uns

fühlen. Wie man als der gewandte und aufgeschlossene Mensch aufzutreten hat, wird uns ja überall vorexerziert. Da jeder von uns durch Anschauungsunterricht weiß, wie man glücklich und ausgeglichen erscheint, wird das Gefühl der Einsamkeit noch schmerzhafter, wenn ich dem Nächsten begegne, denn auch er hat ja die Maske der Lebensfreude aufgesetzt.

Ich erkannte sehr bald, dass es hier um viel mehr ging, als mit einem »vielleicht haben Sie auch Recht« zu antworten. Zu lange war ich auf der Suche, zu oft hatten meine Finger ins Leere gegriffen, um einer letzten Täuschung zu erliegen oder um die gesuchte Wahrheit nicht zu erkennen.

Die Behauptung dieser Christen: »Jesus Christus ist auferstanden, Er lebt, Er ist uns näher als die Luft, die wir einatmen«, diese Behauptung war zu herausfordernd, um zu antworten: »Sie könnten ja Recht haben!« Entweder ist Jesus Christus eine Märchenfigur und die Christen sind Lügner, oder in diesem Mann ist Gott Mensch geworden. Dann haben die Menschen vom Islam bis zum Katholizismus soviel Tatsachen umgegraben, gepflanzt und ausgerissen, dass wir in diesem Chaos das Zentrale nur noch schwer erkennen können; so dass wir vor lauter Lügen und Irrlehren nur immer dann die Wahrheit erfahren, wenn wir uns Jesus Christus selbst zuwenden, wenn wir aufs Kreuz blicken.

Das Kreuz Jesu Christi war es auch, das mich besonders faszinierte. Denn dort wurde nach Gottes Aussage

die Belohnung für mein Leben ausgezahlt. Die Belohnung für mein und unser aller Leben – der Tod!

Als ich die Kreuzigung in der Bibel las und einige andere historische Berichte über die Kreuzigung, da wurde mir dieses Geschehen sehr lebendig.

Es war mir zumute, als würde sich alles vor meinen Augen abspielen.

Der Verurteilte wurde, auf ebener Erde liegend, an den Querbalken genagelt. Bei der Annagelung wurden die Nägel zwischen den Knochen des Handgelenkes hindurchgetrieben und verursachten unerträgliche Schmerzen.

Dann wurde er auf dem gut drei Meter hohen Pfahl, der auf dem Strafplatz stand, hochgezogen. Danach trieb man einen langen Nagel durch die übereinanderliegenden Füße. Die Kleider des Gekreuzigten fielen dem Hinrichtungskommando zu. Die Gekreuzigten quälte furchtbarer Durst, rasende Kopfschmerzen und heftiges Fieber. Die Hängelage verursachte Atemnot, und der Verurteilte konnte dem Erstickungstod nur entgehen, wenn er sich, gestützt auf den Nagel, der die Füße durchbohrte, vorübergehend aufrichtete. Im abwechselnden Heben und Senken des Körpers, in Atemnot und Atemschöpfen, vollzog sich der Todeskampf.

Ich konnte nicht mehr sagen: Ich war damals nicht dabei. Keiner von uns kann das sagen, denn wenn Jesus damals schon für uns heute gestorben ist, dann kreuzigen wir Ihn heute noch seit damals, wir, die wir nichts

von Ihm wissen wollen. Dann sind unsere Wünsche und Ziele, unsere Worte und Taten Hammerschläge auf einen der Nägel des Kreuzes. Dann ist unser gesamtes Leben, das wir ohne Ihn leben – unser Todesurteil.

Ich hatte bisher falsch gelebt, ich hatte Ihn verachtet, ich hatte zugeschlagen wie ein Wilder, und Er rief mir das zu, was Er uns allen zuruft: »Es tut mir weh! Jeder Hammerschlag, jeder Wunsch, jedes Ziel, jedes Wort und jede Tat ohne mich, all das tut mir weh, – aber Ich habe euch lieb! Ich habe dich lieb und möchte dich erretten!«

Mein Wunsch war es, dieses neue Leben, das mir von Jesus angeboten wurde und das einem jeden von uns zugedacht ist, anzunehmen. Ich begriff, dass dieser Jesus Christus auch mich meinte, dass Seine Worte auch mir galten, und dass Sein Tod auch mein Tod sein konnte, so dass durch Seine Auferstehung eine neue Persönlichkeit in mir geboren werden konnte, ein neues Leben. Als mir bewusst wurde, dass ich jetzt sterben konnte, ein für allemal, und dass ich jetzt leben könnte, ein für allemal, dass dieser Jesus zu mir sagte: »Kurt, du bist ein Verbrecher, ein Sünder, aber ich habe dich lieb, ich möchte dich annehmen, ich möchte euch alle annehmen – kommt!«

Dieses Angebot erreichte mich während einer Manöverfahrt, auf der Ladefläche eines Lkws. Meine Hände hielten ein kleines Johannesevangelium, in dem ich während der Fahrt die Kreuzigungsgeschichte las.

Wer die Straßen in Korsika kennt, wird verstehen, warum ich jedes Wort siebenmal vor die Augen bekam.

Das Bild des Gekreuzigten stand auch noch vor mir, als ich das Evangelium zur Seite gelegt hatte. Ungeduldig erwartete ich den Abend, um ungestört mit diesem Herrn sprechen zu können.

Ich konnte nichts anderes mehr tun, als vor Ihm auf die Knie zu gehen und zu sagen: »Herr, hier bin ich, ich übergebe Dir mein Leben. Behalte alles von mir Zugefügte, Künstliche, alles falsch Aufgeputzte, und gib mir das, was natürlich ist; erfülle Du mich und übernimm Du die Herrschaft meines Lebens!«

Wieder kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: »Wer an mich glaubt, der hat ewiges Leben.« Und wieder sah ich das Kreuz vor mir: dasselbe Kreuz, das uns als Zeichen so gut bekannt, aber als Lebensinhalt verbannt ist. Auf Türmen, an Wänden und am Hals liebt man es, aber in der Tat hasst man es. In Bekenntnissen und Lehrsätzen ist man ein Freund und in der praktischen Lebensgesinnung ein Feind des Kreuzes. Vielleicht ist mit nichts in der Welt eine solche Heuchelei getrieben worden, wie mit diesem Kreuz.

Dem einen ist es ein ehernes Götzenbild geworden, dem anderen ein magisches Wunderzeichen, dem dritten ein flammendes Kampfpanier, dem vierten ein kostbares Schmuckstück, dem fünften ein schwarzes Trauersymbol, dem sechsten ein verhasstes Ärgernis.

Und doch ist es weiter nichts als der Galgen, an dem Christus für mich gestorben ist.

Es erfüllte mich eine tiefe Freude, und ich wusste, dass mir vergeben war.

Ich begann nun in der Bibel zu lesen und zu verstehen; und mein Gebet ist seitdem, dass Gott mich zu einem Mann macht, der an »das Leben« glaubt und »nach dem Leben greift«, jederzeit und ohne Hast, aber auch ohne zu zögern.

Der weiß, dass das, was Gott ihm bereithält, gut für ihn ist, und der weiß, dass es sinnlos ist, auch nur in Gedanken zu begehren, was nicht für ihn gedacht ist.

Ein Mann, der an ein nutzvolles Durchleben aller seiner Tage glaubt, an eine sich lohnende Mühe und der sich deswegen dem anvertraut, der den Grund aller Dinge weiß. Mein Gebet ist, dass Gott mich zu einem Mann macht, der sich zu beherrschen versteht in seinen Leidenschaften und Interessen, in seinen Forderungen und seinen Launen; ein Mann, der es versteht, zu kämpfen und der gelernt hat zu leiden, für all das, was uns gegeben ist.

Der seine Feinde verabscheut und, wenn nötig, gewalttätig gegen sie vorgeht, wohl wissend, dass er selbst und das Übel seine einzigen Feinde sind.

Ein Mann, der es lernen möchte, mit aller Gewalt der Aufopferung und aller Regung seiner Gefühle, mit all seiner Intelligenz und aller Kraft, die ihm geschenkt wurde, Gott, seinen Herrn, zu lieben.

Und schließlich ein Mann, der auch zu sterben versteht, der weiß, was es bedeutet, sein Leben herzugeben: es nicht zu verlieren, sondern es gerettet zu haben; der weiß, dass nun das Eindringen der Vergänglichkeit in die Ewigkeit stattfindet.

# SUSANNE KAUTZ

## Selbsterfahrung – Erfahrung einer Sackgasse

Mit großem Eifer übe ich gerade am Klavier diese zwei schwierigen Takte aus einem Stück von J. S. Bach. Immer und immer wieder, ganz langsam. Dann wird das Metronom eine kleine Stufe schneller gestellt und wieder dasselbe, solange bis ich es einwandfrei kann. Dann wieder ein wenig schneller.

Aus dem Zimmer unter mir höre ich, wie sich meine beiden älteren Brüder ärgern: »Warum immer nur wir? Die Susanne kann doch auch mal was tun!« »Susanne übt gerade Klavier«, höre ich leise die verständnisvolle Stimme meiner Mutter.

An solche Situationen aus meiner Kindheit kann ich mich noch recht gut erinnern.

Mein ältester Bruder Elmar zeigte schon sehr früh Interesse und besondere Begabung auf dem Gebiet der Mathematik. Solange Elmar mit einem mathematischen Problem beschäftigt war oder ich am Klavier saß, waren wir sicher vor jeder Mithilfe im Haushalt. Wir waren ja schließlich mit sinnvollen und äußerst wichtigen Dingen beschäftigt. Meistens hatte ich große Freude daran, stundenlang am Klavier zu sitzen, um zu üben. Ich gab mir große Mühe, alles gewissenhaft und genau zu erarbeiten und muss zugeben, dass es für mich eine Genugtuung war, entsprechende Anerkennung zu ernten.

Noch gut habe ich die Worte meines Vaters in Erinnerung: »Siehst du, Susanne, wie wichtig es ist, dass man wenigstens auf einem Gebiet etwas Hervorragendes leistet.« Diese Bemerkung meines Vaters war durchaus nicht unbegründet.

Elmar war nämlich wegen seiner außergewöhnlichen mathematischen Begabung wieder einmal interviewt worden. In den nächsten Tagen sollte ein Artikel über das Wunderkind erscheinen.

Wie lange wird es dauern, dachte ich, bis auch ich in der Zeitung stehen werde?

Meine Eltern bemühten sich darum, uns möglichst vielseitig zu fördern. So durfte ich schon früh zum Ballett gehen, später lernte ich auch Reiten, Judo und Karate. Für mich waren allerdings die musikalischen Fächer von Bedeutung. So kann ich mich noch gut

erinnern, wie ich im Alter von vielleicht 11 oder 12 Jahren meine ersten Flötengruppen leiten durfte. Diese Leistungen wurden immer mit gebührender Anerkennung belohnt. So war ich immer sehr beschäftigt. Ein Gefühl der Langeweile kannte ich so gut wie gar nicht.

Ich entsinne mich, dass ich sogar als Kind schon einmal den Gedanken hatte, dass mein Leben nun eigentlich schon gemacht sei. Ich hatte ein klares Ziel vor Augen, dem ich mit allem Eifer nachjagen wollte. Was konnte mich noch davon abhalten? Ein wenig herablassend schaute ich auf meine Mitschüler, die mit sich selber unzufrieden waren. Und da gab es sogar Leute, die sich fragten, ob das Leben überhaupt einen Sinn hat. So etwas konnte ich absolut nicht verstehen.

Nach einem Sonntagsausflug war meist mein erster Weg zum Klavier, um nicht etwa einen ganzen Tag ohne Übung verstreichen zu lassen. Durch diese Familienausflüge weckten meine Eltern in uns einen gewissen Sinn für die Schönheit der Natur. Darüber hinaus boten sie uns aber auch eine günstige Möglichkeit zur Schulung unseres kritischen Denkvermögens.

»Schaut einmal her, Kinder. Nehmen wir einmal an hier die X- und da die Y-Achse und hier die beiden Vektoren ...« Mit einem Stock in der Hand zeichnete mein Vater zur Veranschaulichung etwas auf den Boden und versuchte uns den Unterschied zwischen dem skalaren und vektoriellen Produkt zweier Vektoren zu erklären.

Gewöhnlich hielt ich mich mehr zu meiner Mutter,

um nicht ein Opfer der mathematischen Belehrungen meines Vaters zu werden.

Die Zeit der Autofahrt wurde durch gemeinsames Lesen von englischen oder französischen Büchern gut genutzt. Eine Zeitlang verstand ich es ganz gut, Desinteresse zu verbergen. Auf derart simple Fragen über den Inhalt des Gelesenen hatte ich es doch wahrlich nicht nötig, eine Antwort zu geben. Doch eines Tages wurde es zu offensichtlich, dass ich von dem Inhalt der soeben beendeten Familienlektüre über Ilias und Odyssee nicht die geringste Ahnung hatte. Meine Maske war mit Gewalt vom Gesicht gerissen worden. Das war peinlich. Manchmal hätte ich vielleicht Interesse gehabt, doch ich hatte den Anschluss verpasst und wollte mein Gesicht wahren. Durch Fragen hätte ich wahrscheinlich meine Unwissenheit enthüllt. So habe ich bis heute den Unterschied zwischen dem skalaren und vektoriellen Produkt zweier Vektoren nicht verstanden.

Inzwischen war es für mich schon zu einer Gewohnheit geworden, eine Show abzuziehen. Ich hätte um keinen Preis zugegeben, was ich alles nicht wusste. Aber auch in anderer Hinsicht zeigte ich nicht mein wahres Gesicht: Süßigkeiten gab es bei uns nur ganz selten, weil Zucker schlecht für die Zähne ist. Als vernünftige Kinder hatten wir folglich auch gar kein Verlangen danach, zumindest nicht voreinander oder in Gegenwart meiner Eltern. Doch in meinem Innern sah es manchmal ganz anders aus.

Eines Tages sagte mein Bruder zu mir: »Susanne, weißt du was, kommst du auch mit zum Tengelmann? Da können wir uns etwas Gutes kaufen.« Einige Minuten später waren wir schon in dem kleinen Versteck hinter dem Kaufhausgebäude und verzehrten in aller Eile heimlich dieses ungesunde Zuckerzeug – mit großem Genuss. Seitdem kaufte ich mir auch manchmal heimlich alleine etwas. Wenn mir allerdings Süßigkeiten angeboten wurden, lehnte ich entschieden ab, zumindest bei Bekannten oder in Anwesenheit meiner Eltern.

Auch hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, keinen Rückzieher mehr zu machen, wenn ich einmal gelogen hatte. Selbst wenn mich meine Eltern schon längst durchschauten, beharrte ich auf meiner einmal gemachten Aussage. Es hätte zuviel gekostet, mir vor meinen Eltern oder gar vor meinen Brüdern eine solche Blöße zu geben.

Einmal nahm ich mir ganz fest vor, das Lügen einzustellen. Aber ich schaffte es einfach nicht. Bald befand ich mich wieder in dem alten Trott. Mich für etwas zu entschuldigen, dass hätte ich nie fertiggebracht. Es gab für mich kein Zurück mehr, denn wenn ich auch nur einmal etwas zugegeben hätte, was hätte ich erwidern können, wenn es hieß: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht.«

Ich weiß noch genau, wie ich mich mehr und mehr verhärtete und schrittweise mein Gewissen zum Schweigen brachte.

Mehr als 5 Jahre meiner Schulzeit verbrachte ich auf der Rudolf-Steiner-Schule in München. Die Art und Weise des Unterrichts förderte mein Interesse und ermutigte mich sehr zur Mitarbeit auf verschiedensten Gebieten.

Doch bald machte ich die Erfahrung, dass es keinerlei Folgen haben würde, wenn ich nur in den Fächern etwas tat, die mich gerade interessierten. Durchfallen konnte man in dieser Schule nicht und Noten gab es offiziell auch keine. Ich dachte, ich sei begabt genug, um jede Lücke wieder aufzufüllen. Und so gab es Zeiten, wo ich weder Aufgaben machte noch in der Schule aufpasste. In Mathematik erwirkte mir mein Vater sogar eine Zeit lang die Möglichkeit, mich während der Unterrichtsstunde mit sinnvolleren, von ihm selber gestellten mathematischen Aufgaben zu befassen und nicht die Zeit mit derart simplen Dingen des durchgenommenen Lehrstoffes zu vergeuden. Wenn ich dann auch noch hier und da einen Fehler entdeckte, den der Lehrer machte, stieg beständig meine Selbstsicherheit, nicht zuletzt auch durch die Anerkennung, die ich daraufhin auch von meinen Eltern bekam. Ganz stolz und ein wenig herablassend berichtete ich dann daheim, welchen Blödsinn Herr X heute wieder verzapft hatte. Es bereitete uns immer Freude, wenn einer von uns Geschwistern mit einer »Beute« nach Hause kam und diese gewissermaßen gemeinsam »verzehrt« wurde. Wir waren doch etwas Gehobeneres und jedenfalls viel intelligenter als die anderen.

Übrigens war es auf dieser Schule üblich, dass jeder Schüler am Ende des Schuljahres einen so genannten Zeugnisspruch bekam. Jeweils in dem darauffolgenden Jahr mussten immer einige Schüler am Anfang des Unterrichts ihren Zeugnisspruch vor der Klasse aufsagen.

So saßen wir gerade in der Klasse und warteten auf die Verteilung der Zeugnisse, welche nicht aus Noten, sondern aus in Worte gefassten Beurteilungen bestanden. Was wird wohl alles darinnen stehen? Sicher wird doch vieles ein wenig milder ausgedrückt, als es in Wirklichkeit war. Dann bekamen wir endlich die Zeugnisse in verschlossenen Kuverts. Sie waren in erster Linie für die Eltern bestimmt. Mit dem Öffnen mussten wir also warten, zumindest bis wir außerhalb des Schulgebäudes waren. Ich begann zu lesen: »Susannes Mitarbeit in der Schule ließ in diesem Jahr sehr zu wünschen übrig. Auf keinem einzigen Gebiet des Hauptunterrichts erreichte sie eine Leistung, die ihren Fähigkeiten entspricht ...«

Und so ging es dahin – eine ganze große Seite lang.

Recht wohl war mir dabei nicht. Ich las weiter, da, der Zeugnisspruch. Da ging es mir wie ein Stich durchs Herz:

*»Wie klarer, tiefer Alpensee,  
hell durchsichtig im Lichte liegt,  
wird durch der Wahrheit lauterer Wort  
des Menschen Wesen heil und klar.«*

Ich war durchschaut. Hatte meine Lehrerin gemerkt, dass ich so oft nicht die Wahrheit sagte? Und diesen Spruch sollte ich vor der ganzen Klasse aufsagen. Mein Gewissen meldete sich. Doch nur nichts anmerken lassen!

Die zunehmende Geltung, die ich mir durch das kritische Folgen des Unterrichts und durch Korrigieren der Lehrer bei einzelnen Mitschülern verschaffte, erlangte ich um einen Preis, der mir sehr zu schaffen machte. Ich geriet zusehends in Distanz zu meinen Schulkollegen und wurde mehr und mehr zur Außenseiterin.

Obwohl z.B. Turnen eines meiner liebsten Fächer war, musste ich doch jedes Mal befürchten, dass wir wieder irgendwelche Übungen zu zweit machen würden, bei denen ich nur schwer einen Partner finden könnte und oft alleine übrig blieb.

Ständig diese Ablehnung zu spüren, machte mir sehr zu schaffen, auch wenn ich das niemals zugegeben hätte. Wie erleichtert war ich da, als wir eine neue Mitschülerin bekamen, die sehr bald meinen Platz einnehmen musste. Auch als es mir gelang, mich mit einer Klassenkameradin anzufreunden, lebte ich ständig in der Angst, diese Freundin bald wieder zu verlieren.

Es war eine sehr schlimme Zeit für mich. Ich fasste die besten Pläne und Vorsätze, mein Verhalten zu ändern, aber immer wieder scheiterte ich. Ich wusste ja auch nicht genau, woran das alles lag. Außerdem wurde ich einfach nicht damit fertig, dass ich zu dick war. Ich

hatte Hemmungen mich frei zu bewegen und stellte mich immer so, dass mich niemand genau anschauen konnte. Wenn mich meine Mutter dazu anhielt, weniger zu essen, musste ich meine Verletztheit überspielen. Ich wagte es nicht, ernsthafte Selbstmordpläne zu machen, denn wenn ich dann doch überleben würde, wäre alles noch viel schlimmer. Meine einzige Möglichkeit war, diese Schwierigkeiten zu überspielen. Ich hatte ja auch etwas, woran ich mich festhalten konnte, eine Aufgabe, ein Ziel, das mir irgendwie auch einen Wert gab – meine Leistungen am Klavier.

Das Verhältnis zu meinem Vater hatte sich zusehends verschlechtert. Von ihm wollte ich mir nie gerne etwas sagen lassen. So ignorierte ich oft seine Worte und ließ ihn einfach links liegen. Ich merkte wohl, dass ich ihn damit sehr verletzte. Doch das änderte nichts an meinem Verhalten zu ihm.

Und dann war da auch noch die Sache mit den Zähnen, die ich mir auf unserer Marmortreppe ausgehauen hatte und die erst gerichtet werden sollten, »wenn ich einmal ins heiratsfähige Alter kommen würde«, worüber ich innerlich empört war. Anlass genug, um die innere Ablehnung gegen meinen Vater zu pflegen. So war damals und auch noch viel später meine Einstellung.

Die Darstellung meiner Kindheit aus eigener Erfahrung mag vielleicht sehr subjektiv und einseitig sein, daher möchte ich an dieser Stelle nur noch einfügen, dass meine Eltern uns Kindern wirklich viel Liebe ent-

gegen brachten und auch bereit waren, unseretwegen Opfer auf sich zu nehmen. Das war für mich damals eigentlich alles selbstverständlich. Heute bin ich ihnen sehr dankbar dafür.

Eine zeitliche Einordnung meiner Kindheitserinnerungen ist mir kaum möglich. Doch eines weiß ich noch genau. Am 20. 9. 1972 war dann das große Ereignis, das ich bis heute gut in Erinnerung habe: Aufnahmeprüfung am Konservatorium der Stadt München mit 13 Jahren, altersmäßig nur 1 Jahr später als mein ältester Bruder, der sein Universitätsstudium in Mathematik begonnen hatte.

Durch gut bescheidenes äußeres Auftreten fand ich als »Klassenbaby« den besten Nährboden für meinen inneren Stolz. Einige Jahre später eröffnete sich für mich die Möglichkeit nach Wien in die »Musik-Stadt« zu gehen. Dies sah ich aus verschiedenen Gründen als meine ganz große Chance an. Dadurch konnte ich ein Jahr früher die Matura machen und das nach 5 Jahren Steiner-Schule, wo ein Großteil der Schüler damit rechnen musste, ein zusätzliches Jahr anhängen zu müssen. Außerdem würde ich, wie eine Reihe meiner Schulkollegen, nicht mehr zu Hause bei den »Alten« wohnen müssen. Ich war stolz darauf, meinen Alterskollegen weit voraus zu sein und bereits genaue Berufspläne zu haben, die ich zielstrebig verwirklichen würde. Ich träumte oft davon, wie es wohl sein würde, wenn ich meine Matura in der Tasche hätte, während

die anderen noch auf der Schulbank sitzen müssten. Außerdem hoffte ich im Geheimen darauf, vielleicht doch einen Freund zu finden. Auch wenn ich mich oft über die Flirterei meiner Mitschüler lustig machte und ihre Umgangsweise miteinander verachtete, litt ich doch darunter, keine rechte Beziehung zu Mädchen, geschweige denn zu Jungen, herstellen zu können.

Auch meine Eltern, besonders mein Vater, waren sehr an meinem beruflichen Fortkommen interessiert. Ohne natürlich meine wahren Motive zu kennen, ermöglichten es mir meine Eltern, mit 16 Jahren nach Wien zu gehen, um dort neben Schule und Klavierpädagogischer Ausbildung eine solistische Laufbahn zu beginnen.

Ich klopfte an die Tür des Unterrichtszimmers mit der angegebenen Nummer und trat vorsichtig ein. Ein etwas älterer graumeliertes Herr mit blaugestreiftem Anzug war intensiv mit einer Japanerin, offenbar einer Schülerin, beschäftigt und nahm keinerlei Notiz von mir. Erst nach einiger Zeit streckte er mir seine Hand zur Begrüßung entgegen und deutete, dass ich mich setzen könne. Meine Befürchtung, dass er mein neuer Lehrer sei, bestätigte sich bald durch zwei Zeitungsartikel, die er mir inzwischen zum Lesen in die Hand gedrückt hatte und aus welchen unter anderem hervorging, dass er der Leiter der Meisterklasse für Klavier sei. Nachdem er die Japanerin hinausgeschickt hatte, erklärte er mir, dass er mich zu seiner Schülerin auserwählt habe.

Selbstverständlich bemühte ich mich in den nun folgenden Jahren, meiner »Auserwählung« entsprechende Leistungen zu bringen.

Einige Jahre später konnte man nach einem Konzert in der Zeitung lesen: »... eine Ausnahme von dieser Regel (dass man die künstlerische Reife im jugendlichen Alter einfach noch nicht haben kann) scheint die 20-jährige Susanne Eder zu sein, die ihren Bach (die selten zu hörende 6. Partita, Bachwerkverzeichnis 830) sehr geschickt und durchdacht anging. Wunderbar klar im formalen Aufbau und präzise in der Ausführung, aber dennoch mit intensiv beseeltem Ausdruck. Eine wahrlich reife Leistung, die sich hören lassen kann. Susanne Eder hatte verdienstermaßen noch einen zweiten ›Auftritt‹ konzertiert erhalten, bei dem sie beweisen konnte, dass sie auch im 20. Jahrhundert daheim ist. Ihre Interpretation von Strawinskis Sonate zeigte neben technischer Bravour eine überzeugende Ausgewogenheit in der richtigen Verteilung der Gewichte und Akzente. Gleichfalls absolute Konzertreife ...«

In einer anderen Zeitung war die Rede von einem vielversprechenden Talent für die Zukunft des Konzertlebens in Wien oder so ähnlich. Welch ein Erfolg! Unzählige Stunden der Vorbereitung auf diesen einen Abend. Dann das langsame – in den letzten Tagen viel zu schnelle – Heranrücken dieser Stunden und schließlich das bange Warten unmittelbar vor dem Auftritt. Die Hände kalt und dennoch feucht, Hals und Brust

wie zugeschnürt. Jetzt musst du dein Bestes geben! Die Tasten, die immer rutschiger werden, und dann ist es geschafft. Das Ziel erreicht – ein erhebendes Gefühl – und mit einem Mal ist alles vorbei.

Doch irgendwie kam dann ein Gefühl der Leere. Und jetzt ...? Wie von jemandem gehetzt einem Ziel nachjagen: Wenn ich will, dann schaffe ich alles. Doch dem war nicht so.

Durch meine Studien der Musiktherapie war mein Zielsicherheit eigentlich schon untergraben worden, wie ein Haus, das noch einige Zeit steht, wenn das Holz schon morsch geworden ist. Hier lernten wir nämlich »an uns selber zu arbeiten«. Wir mussten Einblick in unser eigene Gefühlswelt nehmen und, soweit bereits möglich, durch Assoziationen Zusammenhänge mit unserer Vergangenheit, mit Beziehungen durch nahestehende Personen oder mit Ereignissen erkennen. Dass der Mensch durch frühere Erfahrungen geprägt sei, schien mir einleuchtend. Wenn es also doch (was ich nur ungern zugeben wollte) irgendwelche persönlichen Probleme in meinem Leben gab, dann war die Ursache davon hier zu suchen.

In der musikalischen Improvisation, einem Medium der Kommunikation, werden echte Verhaltensweisen im Spiel sichtbar. Dazu ein Beispiel: Eine meiner Mitstudentinnen und ich saßen am Klavier und machten ein musikalisches Partnerspiel, eine Improvisation. Anschließend wurden wir aufgefordert, dazu Stellung

zu nehmen und zu beschreiben, was sich zwischen uns abgespielt hatte. Auch die anderen Studenten äußerten sich dazu, wie sie das Spiel empfunden hatten und welche Gefühle von uns beiden jeweils zum Ausdruck gebracht wurden. Wir stellten fest, dass ich gegenüber meiner Partnerin dominierend, ja sogar aggressiv gespielt hatte und entdeckten Parallelen zu unserem Leben. Meine Partnerin ließ sich oft von anderen, wie auch schon früher von ihrer Mutter, beherrschen, während ich auch sonst oft viel zu wenig auf andere einging. Auf dieser spielerischen Ebene bietet sich leicht die Möglichkeit der Verhaltensänderung.

Wir machten ein weiteres Partnerspiel mit dem Thema: Führen, Folgen in umgekehrter Rollenverteilung. Vor allem lernten wir aber auch, die eigenen Verhaltensweisen und Gefühle nicht zu leugnen oder zu verdrängen, sondern so, wie sie sind, wertfrei anzunehmen.

Anfangs waren diese Dinge sehr fremd für mich und auch unangenehm, nicht zuletzt deshalb, weil ich dadurch in vielen Punkten meine Fassade aufgeben musste, denn wer konnte wissen, was in meinem Inneren schon alles vorgegangen war. Natürlich ist es vollkommen nutzlos, wenn man zwar gelernt hat, sich im Spiel auszudrücken und positive wie negative Gefühle, ja sich selbst »anzunehmen«, wenn man aber nicht gleichzeitig auch gelernt hat, diese Dinge in die Wirklichkeit, in das praktische Leben umzusetzen. Genau das versuchte ich

nun in meiner musiktherapeutischen Studienabschlussarbeit über »Familientherapie« zu erreichen.

Die eigentliche Patientin war die an psychosomatischem Asthma leidende Tochter, deren Krankheit ganz offensichtlich mit dem Verhalten ihrer Eltern im Zusammenhang stand. Bereits in der ersten Therapiestunde wurde deutlich, dass die Eltern mit Schuldgefühlen beladen waren, welche ich ihnen allmählich zu nehmen versuchte.

Schuldgefühle – so hatte ich gelernt – können einen Menschen sehr belasten, ja ihn daran hindern, seine Persönlichkeit zu entfalten, die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und danach zu handeln. Mein Ziel war es, die vorhandenen Verhaltensmuster sichtbar zu machen, sowie der Tochter zu helfen, sich zunächst auf spielerischer Ebene, dann aber auch in der Realität aus dem festgefahrenen Familiengefüge mit diesen starren Verhaltensmustern zu lösen. Dieses Ziel konnte in Zusammenarbeit mit anderen Therapeuten tatsächlich erreicht werden. Die Patientin war am Ende der Therapie anfallsfrei, allerdings mit dem Ergebnis, dass die Beziehungen zwischen Eltern und Tochter in die Brüche gegangen waren. So hatte ich mit dieser Arbeit mein eigenes privates Verhalten »wissenschaftlich« untermauert.

Schon geraume Zeit verhielt ich mich meinem Vater gegenüber ausgesprochen lieblos und hart. Seit etwa einem halben Jahr war ich mit meinen Eltern aus ge-

ringem Anlass sogar zerstritten. Da mein Vater seine Unterhaltszahlungen für mich plötzlich gekürzt hatte, sah ich mich vor die Entscheidung gestellt, mich aus Angst vor existentiellen Schwierigkeiten von meinen eigenen Eltern unter Druck setzen zu lassen oder meine rechtlichen Ansprüche irgendwie geltend zu machen. Schließlich hatte ich in den letzten Jahren doch gelernt, nichts hinunterzuschlucken, sondern mein Recht, meine Bedürfnisse und Ansprüche wahrzunehmen und danach zu handeln, nicht nur auf spielerischer Ebene, sondern auch in der Realität. Und hier war die Realität. Sollte ich gerade jetzt meinen Grundsätzen zuwider handeln? Sollte ich mir etwa sagen lassen müssen, dass ich mich gegen meine Eltern nicht habe durchsetzen können? Ich sollte mich ja selbst verwirklichen, zu meinen Ansprüchen stehen.

Lange Zeit wurde ich hin und her gerissen. Hier erlebte ich, welch harter Kampf es ist, alle Hemmungen abzulegen. Im Nachhinein sehe ich deutlich, dass es mein Gewissen war, welches ich nicht ohne Mühe zum Schweigen bringen konnte. Schließlich entschloss ich mich, vor Gericht zu gehen.

Nun kam für mich eine harte Zeit und sie sollte bald noch härter werden. Mit viel Ehrgeiz absolvierte ich zeitgerecht sowohl meine Klavierlehrer- als auch meine Musiktherapieabschlussprüfung im gleichen Jahr, trotz Krankheit, die mich gerade in dieser Zeit oft erheblich beeinträchtigte. Wenige Tage später machte ich mich

mit Koffer und Rucksack beladen nach London zu einem Selbsterfahrungs- und Fortbildungskurs auf, natürlich per Anhalter. Obwohl ich dabei einige Male in sehr problematische Situationen geriet, dachte ich immer noch, mir könne nie etwas passieren. Gesundheitlich ging es mir allmählich schlechter. Doch auch durch wochenlang andauerndes, hohes Fieber, zeitweise über 40 Grad, ließ ich mich, getrieben vom Ehrgeiz, nicht davon abhalten, in diesem Zustand noch ein Klavierkonzert zu geben.

Nicht nur wegen finanzieller Schwierigkeiten, sondern auch aus Abenteuerlust schloss ich mich dann einer Gruppe von Sanyassin, sog. Bhagwans an, um mit ihnen gemeinsam Häuser zu besetzen. Das sind junge Leute mit roter Kleidung, schwarzer Holzperlenkette und mit eingerahmtem Bild ihres Bhagwan aus Poona in Indien und mit selbstsicherem, ruhigem Auftreten. Ich war froh, Menschen gefunden zu haben, mit denen ich, dazu noch kostenlos, zusammen wohnen konnte. Ihre Religiosität stellte die Grundlage für ihre Selbsterfahrungstechniken dar. So lernte ich bald auch andere Praktiken wie rebirthing, bioenergetic usw. näher kennen. Diese Technik besteht im Beobachten und Erfahren des eigenen Körpers. Die hochsteigenden Gedanken und Gefühle sollen nicht weggeschoben werden, sondern frei zur Entfaltung gelangen. Der Mensch müsse lernen, das Verhalten nicht immer zu werten (was uns leider anerzogen sei), sondern frei zu

werden: »Alles was aus deinem Inneren kommen will, musst du einfach kommen lassen, um den ›energy-Fluss‹ im Körper möglichst wenig zu beeinträchtigen.« Schließlich besteht ja kein Zweifel darüber, dass sich seelische Verkrampfungen auf physischer Ebene im Körper niederschlagen. Durch »Stauung der Energie« könne z.B. Fieber entstehen. Negativen Gedanken und Gefühlen, z.B. Aggressionen, müsse eine Möglichkeit der Ableitung oder des Ausdrucks gegeben werden.

Da ich damals die Auseinandersetzungen mit meinen Eltern noch lange nicht verdaut hatte, aber auch keineswegs bereit war, meinen Eltern zu vergeben, geschweige denn die Unrichtigkeit meines eigenen Vorgehens einzusehen, hatten sich in der Tat meine Aggressionen gegen meinen Vater mehr und mehr aufgestaut. So forderte mich mein Therapeut und Lehrer eines Tages zu einer Übung auf, welche von der Gestalttherapie her allgemein bekannt ist. Er brachte ein großes Kissen, legte es vor mich hin und ermutigte mich, mir vorzustellen, dass dies mein Vater sei, mit dem ich jetzt sprechen könne, ohne meine Gefühle zu verdrängen. Auch körperlich könne ich meinen Gefühlen in der Weise Ausdruck verleihen, in welcher ich gerade ein Bedürfnis verspüren würde, sei es, das Kissen anzupacken, es irgendwohin zu schleudern, daran zu reißen oder auch darauf einzuschlagen.

Als ich diese Übung ablehnte, meinte mein Lehrer, dass sie vielleicht doch noch zu schwer für mich sei und

er mich in keiner Weise dazu drängen möchte. Mit der Zeit würde ich zunehmend lernen, meine Hemmungen abzulegen und meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Aber es brauche viel Zeit bis ich lernen würde, mein Inneres, meinen Kern, frei zur Entfaltung zu bringen. Dabei müsse ich auch lernen, meine Gefühle wertfrei anzunehmen.

Inzwischen hatte ich mich in meinen Lehrer verliebt, genierte mich allerdings, dass ich in meinem Alter von 21 Jahren noch keinerlei sexuelle Erfahrungen hatte.

Im Sinne der bisher durchgemachten Entthemungstherapien musste mir das vollkommen abnormal erscheinen. In mir pochte es, nun auch diese Hemmungen ablegen zu können. Und nur sehr schwer gelang es mir, diese Schwelle zu überwinden.

Spät abends kletterte ich über den Zaun in einen Park, nicht weit von unserem Haus entfernt und setzte mich unter eine Weide auf einen flachen Stein am Ufer des kleinen Teiches. Verschiedene Gedanken schossen mir durch den Kopf. Sollte ich feige sein und meine Gefühle verheimlichen, ja verleugnen? Was aber, wenn er nicht mit mir schlafen wollte? Würde ich mich dann völlig umsonst zutiefst blamieren?

Und genau so kam es schließlich auch. Noch dazu mit der Anregung, meine sexuellen Bedürfnisse, die ich mir ja selbst eingeildet hatte, durch Selbstbefriedigung zu stillen. Die anderen konnten sich wenigstens durch das freie Ausleben ihrer sexuellen Bedürfnisse mit ver-

schiedenen Partnern Anerkennung verschaffen. Mir dagegen sollte diese Antwort meine Minderwertigkeit und Abnormität bestätigen oder sollte ich sie als ein Warnschild auf einem Irrweg ansehen? Sollte ich mich etwa in einer Sackgasse befinden?

Alle moralischen Maßstäbe versuchte ich über Bord zu werfen und doch regte sich manchmal mein Gewissen. Meine Eltern waren für mich so gut wie nicht mehr existent. Meine Krankheit fesselte mich oft ans Bett. Woran sollte ich mich noch festhalten? Sollte es etwa nicht stimmen, dass ich alles kann, wenn ich nur will?

Ich verlor den Boden unter den Füßen. Auf meinem Weg zur Selbstverwirklichung war ich wohl doch noch nicht weit genug. Ein anderes Erlebnis brachte mich noch mehr in Verwirrung und Unsicherheit: ein Seminar im Center von bioenergetics. Eine Gruppen- teilnehmerin schlägt wie besessen auf eine an die Wand gelehnte Gummimatte ein. Ihr Gesichtsausdruck zeugt von unheimlichen Energien, die sie nun versucht freizusetzen, bis sie hochrot anläuft, Schaum aus ihrem Mund tritt und sie sich schließlich nach einigen Schreien übergeben muss.

Ein anderes Mädchen liegt am Boden und schaut ihrer Partnerin, die sich über sie gebeugt hat, tief in die Augen. In immer kürzer werdenden Abständen stößt sie geradezu tierische Schreie aus. Nachdem sie ihre Erinnerung äußert, in ihrer frühen Kindheit

sexuell missbraucht worden zu sein, wird sie von unserem Gruppenleiter noch mehr angespornt. Wie von tiefem Hass ergriffen, nimmt sie ihre letzten Kräfte zusammen. Auch diese Szene endet damit, dass sich die Klientin bei vollkommener Erschöpfung übergeben muss und im Rahmen des anschließenden Gruppenübungskreises soll jeder Teilnehmer durch einen kurzen intensiven Schrei mit seinem gegenüberstehenden Partner in Kommunikation treten.

In mir stiegen allmählich grundlegende Zweifel auf, ob ich mich nicht doch in einer Sackgasse befände. Gab es nicht doch so etwas wie Verantwortung, richtiges und falsches, gutes und schlechtes Handeln? Doch mein Lehrer versuchte mich zu ermutigen: was mir Schwierigkeiten mache, sei nur das im Laufe der Menschheitsentwicklung angelernte wertende Denken, welches die persönliche Entfaltung hemme. Ich solle mich mehr selber annehmen, dürfe an auftretenden Schwierigkeiten, an vorübergehenden Tiefs nicht scheitern. Da müsse jeder durch. Ich solle weiter an mir arbeiten.

Was aber war das Ziel? Die Erfüllung? ... Das Nirwana, in das man erst nach vielen Menschenleben solle eingehen können? Das wollte ich nun doch nicht glauben. Religiös war ich ja nicht. Dann beobachtete ich die Lebensweise meiner Mitbewohner: Eine Nacht mit diesem Mädchen, die nächste schon wieder mit einer anderen. Doch niemand versuchte diese Dinge

zu verbergen. Ja, sie konnten wirklich dazu stehen und behaupteten dabei sogar noch, glücklich zu sein – sogar die Frauen. Mit welchem Recht behaupten die Menschen, dass monogame Beziehungen das einzig Richtige seien? Und irgendwie hatten meine Mitbewohner damit ja auch nicht Unrecht. Aber andererseits konnte doch etwas nicht stimmen.

In den analytical-music-therapie-sessions arbeiteten wir nun des Öfteren mit Träumen. Traum inhalte, wie auch frei erfundene Phantasiebilder und -themen sollten durch musikalische Improvisationen dargestellt und weitergeführt werden: einfach die Gefühle und Gedanken kommen lassen und ihnen im Spiel Ausdruck geben. Dadurch mehrten sich bald meine Träume und zwar vor allem meine Alpträume. Ich dachte, jetzt endlich kommen tief verdrängte Konflikte an die Oberfläche.

Meine Tagebuchaufzeichnungen von damals zeugen von stark depressivem Gefühlsleben, ja von tiefster Finsternis. Die Beziehung zu meiner Studienfreundin, welche relativ viel von dem wusste, was in meinem Innern vorging, verschlechterte sich stetig. Wir gingen jetzt nicht gerade liebevoll miteinander um, sondern beschuldigten einander und versuchten vor allem diese Beziehungsstörung aufgrund unseres Wissens übereinander zu analysieren. War es nicht absurd, dass wir uns gegenseitig therapieren wollten? Blinde Leiter von Blinden!

Eine kurze Zeit des Aufatmens und der Erleichterung fand ich durch einen »Fluchtversuch« in die einsamen schottischen Northern-Highlands per Anhalter und dann zu Fuß. Als Reiseproviant je ein Glas Haselnussmus und Honig. Das ist platzsparend. Wasser gab's unterwegs immer wieder. Hier konnte man auf zerklüfteten Felsen direkt an der Meeresküste tagelang wandern. Menschen waren hier mit ziemlicher Sicherheit nicht mehr anzutreffen. Das war gerade das Richtige für mich.

Obwohl ich nicht viel nachdachte, erkannte ich die Wirklichkeit dessen, was ich schon längere Zeit empfunden hatte. Mehr und mehr hatte ich gelernt, die Verantwortung für mein Handeln abzuschieben – auf prägende Erlebnisse, Erfahrungen und Beziehungen vor allem aus der Vergangenheit. Man hatte mir beigebracht, Begriffe wie schlecht, falsch und schuldig möglichst nicht in den Mund zu nehmen und grundsätzlich jedes Verhalten zu entschuldigen. Und zwar auf der Basis des Glaubens an den »guten Kern« des Menschen. Mein Gewissen, welches ich oft zum Schweigen gebracht hatte, sagte mir dennoch, dass ich als Mensch für mein Tun und Handeln verantwortlich bin, dass ich überall dort, wo ich meine Verantwortung nicht wahrgenommen habe, Schuld – echte Schuld! auf mich lud.

Ich war inzwischen überzeugt, dass es so etwas wie ein Prinzip des Guten geben müsse. Vielleicht das, was

andere das Göttliche nannten. Wie könnte sonst so eine Schönheit in der Natur sein? Wie war es sonst möglich, dass von selbst ein Baum oder eine Blume entsteht? Oder eine Blüte, wo jedes einzelne Blatt genau an der richtigen Stelle wächst? Da musste doch wenigstens ein Prinzip hinter stecken? Irgendeine Kraft, die bewirkt, dass etwas Geordnetes entsteht und nicht ein Chaos. Also musste es doch etwas Gutes geben, ein Prinzip des Guten!

Andererseits konnte ich aber auch nicht mehr leugnen, dass ich in all meiner Finsternis gefangen war. Wie konnte ich mich der Schlechtigkeit, die in meinem Herzen war, all der Gedanken, Depressionen und Alpträume entledigen? Wie herausfinden aus dieser Finsternis?

Ich war tatsächlich in eine Sackgasse geraten. Aber wo sollte ich hin? Zurück zum Leistungsstreben? Zu diesem Karrieredenken? Zu meiner Selbstsicherheit? Das war mir einfach nicht mehr möglich. Was war mit meiner Arroganz, mit der ich so vieles überspielte? Sollte ich versuchen nach meinem Gewissen zu handeln, einem Gewissen, das doch angeblich nur anerzogen war und das so unberechenbar reagierte, wie ein Barometer, an dem ständig herumgedreht wird. Oder musste ich mich selbst ändern? Ich war realistisch genug, um zu wissen, dass ich das nicht konnte.

Es war eine Sackgasse, aus der ich keinen Ausweg wusste.

Doch das Leben ging weiter, und wieder einmal war ich per Anhalter unterwegs. Diesmal schon in Österreich. Es kam mir sehr gelegen, dass ich mit einigen jungen Leuten in ihrem kleinen Bus mitfahren durfte. Die waren wenigstens viel nüchterner und schienen mir recht vernünftig und nicht zu religiös zu sein, obwohl sie christliche Lieder sangen. Ohne viel zu überlegen, willigte ich sogar ein, mit einem Mädchen von ihnen in der Bibel zu lesen, in diesem »alten frommen Buch, welches psychisch Schwache und alte Leute als Stütze für ihr Leben brauchen, welches aber durch seinen mythologischen Inhalt doch lesenswert sei, wie auch die vielen anderen religiösen Schriften«.

Um so erstaunter war ich über die Einfachheit und Klarheit, aber auch Härte, der biblischen Aussagen. Hier war sehr wohl die Rede von der Verantwortung des Menschen, ja von Schuld und Sünde. Wenn ich diese beiden Worte auch nicht hören wollte, wusste ich doch genau, dass sie Realität waren, dass gerade mein eigenes Leben davon geprägt war. Wie in einem Spiegel musste ich mich selbst erkennen, als Sklave der Sünde, wie es im Römerbrief heißt: ein Sklave, weil ich mich selbst nicht befreien konnte, was mich die Erfahrung schmerzlich gelehrt hatte.

So erkannte ich die Richtigkeit des biblischen und damit auch den verheerenden Irrtum des modernen Menschenbildes. Das, was ich in der Bibel fand, war einfach die ungeschminkte Wahrheit. Von dem »guten

Kern« im Menschen fand ich darin nichts. Aber dann war da Gottes Angebot der Erlösung, der Vergebung aller Sünden durch Jesus: *»Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben«* (Joh. 8,12).

Ja, ich brauchte Erlösung. Keine Selbsterlösung oder Selbstverwirklichung, sondern die Vergebung meiner Schuld.

Ich weiß gar nicht mehr genau, was alles in meinem Innern vorging und wie es eigentlich dazu kam. Aber irgendetwas trieb mich dazu, dass ich Seine rettende Hand ergriff. Es war wirklich das erste Mal in meinem Leben, dass ich gebetet habe. Das erste Mal, dass ich mein Versagen, meine Arroganz, meine Schuld eingestanden habe, vor Ihm und vor Menschen. Wie recht hatten doch alle die gehabt, von denen ich gelernt hatte, dass der Mensch nicht mit Schuldgefühlen leben kann. Durch Gottes Gnade durfte ich aber erkennen, dass es nicht um Gefühle geht, sondern vielmehr um die Schuld selber, für die ich gerechterweise Gottes Gericht und Strafe verdient hätte. Jesus Christus hat durch Seinen Tod diese Strafe an meiner Statt auf sich genommen. Wie recht hatten sie, dass man seine schlechten Gedanken und Gefühle nicht einfach hinunterschlucken kann. Aber nun konnte ich Jesus Christus all das hinlegen, mich Ihm anvertrauen und mir meine Last abnehmen lassen, ja, ein neues Leben mit Ihm beginnen. Da konnte ich auch meine negati-

ven Gefühle, ja sogar Hassgefühle, wie ich sie zum Teil beschrieben habe, einfach ablegen, sie Ihm bekennen, und Seine wunderbare Vergebung erfahren.

Nachdem ich das selber erlebt hatte, wurde es mir möglich, auch anderen zu vergeben. Auch das schlechte Verhältnis zu meinen Eltern hat sich danach sehr gebessert. Allmählich merkte ich, dass mir wie von selbst die Anerkennung immer unwichtiger wurde. Ja, wie ich mit der Zeit gar kein Verlangen mehr danach verspürte. Ich hatte auch kein Bedürfnis mehr, am Klavier vorzuspielen, sondern war froh, wenn ich es nicht tun musste.

Eigentlich vollzog sich dieser Prozess, ohne dass es mir bewusst war, ohne dass ich auf mich selbst geschaut hätte, ohne Selbsterfahrung, ohne dass ich an mir gearbeitet hätte. Heute weiß ich, dass es einzig und allein mein Herr Jesus Christus war, der mich freigemacht hat. Er hat mich davon freigemacht, den Blick immer auf mich selbst gerichtet zu haben und nach meinen eigenen Bedürfnissen handeln zu müssen. Und Er hat mir auch wirkliche Freude geschenkt, die nicht von Leistung und Anerkennung abhängig ist.

Eine weitere wichtige Erfahrung war, dass ich mit meiner Bekehrung lernte, Fehler zuzugeben und nicht mehr so krampfhaft mein Gesicht zu wahren. Auch hierin haben sich die Worte Jesu bewahrheitet: *»Wenn nun der Sohn euch freimachen wird, so werdet ihr wirklich frei sein«* (Joh. 8,36).

Ich wüsste nicht, wann ich mich in meinem alten Leben einmal für etwas entschuldigt habe. Heute muss ich mich des Öfteren für etwas entschuldigen. Gottes Geist treibt mich einfach dazu, wenn ich mich in irgendwelchen Dingen nicht richtig verhalten habe. Ich kann jetzt zu mir selber stehen, so wie ich bin mit meinen Fehlern, ohne sie aber gutzuheißen. Im Gegenteil, ich merke, wie Gott mein Gewissen prägt und schärft. Vor meiner Bekehrung bin ich jahrelang immer nur schwarzgefahren, sogar mit gutem Gewissen. Jetzt könnte ich das nicht mehr tun.

Was mir aber am wertvollsten ist, das ist die ganz persönliche Gemeinschaft mit Jesus Christus selber, indem ich mit Ihm sprechen kann und vor Ihm alles ausschütten darf, was in meinem Herzen ist; vor Ihm, der mich wirklich ganz angenommen hat und in dem ich jeden Tag neu tiefen inneren Frieden erfahren kann, wie ich ihn zuvor nicht gekannt habe. Wie schön ist es auch, Seine Worte als lebensspendende, wirksame Kraft zu erleben und innere Gewissheit zu haben, auf ewig über den Tod hinaus mit Ihm in Gemeinschaft zu sein.

Ich habe mich dem anvertraut, der Seine Liebe buchstäblich »durch Seinen Tod am Kreuz« bewiesen hat, dessen Auferstehung eine historische Tatsache ist und der mein Leben durch Sein Wort und Wirken neu gemacht hat.

*»... denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.« »... in welchem verborgen sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis ...« (Kol. 2,3).*



# ALI ÇOBANOGLU

## Von Mohammed zu Christus

»Keine Bewegung – Raubüberfall!« Mit diesen hastig gesprochenen Worten und einer gezückten Pistole stand ich vor den zwei Verkäuferinnen eines Lebensmittelgeschäftes im Westerwald. Entsetzt schrien sie »Hilfe!«, aber ihr Schrei blieb ungehört, weil wir die Mittagszeit abgewartet hatten – kein Kunde war im Laden.

Wir – mein Freund und ich – waren keine Profis. Ohne Maske und – was sich als weit tragischer erweisen sollte – ohne jede Erfahrung hatten wir den Laden gestürmt. Während die verängstigten Frauen zitternd ihre Hände hochhielten, rannte mein Freund zur Ladenkasse, räumte sie leer, lief mit der Beute aus dem Laden und verschwand mit seinem Auto von der

Bildfläche, um mich mit grimmigem Gesicht vor den beiden hilflosen Frauen im Stich zu lassen.

Nun stand ich hier. Mit der geladenen Pistole in der Hand und von meinem »Freund« gelinkt. Jetzt schrie ich innerlich um Hilfe, denn erst jetzt durchschaute ich das finstere Spiel, das man mit mir getrieben hatte und eine Illusion zerbrach. Vor meinen Augen rollte in Sekundenschnelle der Film meines Lebens ab. Als mir die Ausweglosigkeit meiner Situation bewusst wurde, warf ich meine Pistole weg und sagte den beiden Frauen, die immer noch mit erhobenen Händen vor mir standen: »Habt keine Angst, ich tue euch nichts. Ich habe Mist gemacht und muss dafür bestraft werden. Ruft die Polizei!«

In diesem Augenblick betrat ein junger Mann ahnungslos den Laden. Als ihm die Situation bewusst wurde, in die er hineingeraten war, wollte er fluchtartig den Laden verlassen. Ich rief ihm zu: »Ruf die Polizei, ich werde nicht weglaufen!«

Zehn Minuten später eilten zwei Polizisten mit gezogener Pistole in den Laden, der sich inzwischen mit Leuten gefüllt hatte. Auch vor dem Laden stand eine Menge Schaulustiger. So war die Frage der etwas verwirrten Polizisten verständlich: »Wer ist denn hier der Räuber?« Ich meldete mich daraufhin artig und streckte meine Hände widerstandslos den Handschellen entgegen. Eine der beiden Verkäuferinnen hatte sich inzwischen von dem ersten Schock erholt und fühlte sich

nun stark genug, mir ein paar Ohrfeigen zu verpassen. Selbst wenn ich gekonnt hätte, ich hätte mich nicht dagegen gewehrt. Diese Schläge waren verdient.

Die Polizisten brachten mich zur Polizeistation nach Montabaur, wo ich in eine Zelle gesteckt wurde. Am nächsten Tag wurde ich dem Haftrichter vorgeführt und anschließend zur Untersuchungshaft nach Koblenz gebracht. Dort in der 2x3m-Zelle in Montabaur verbrachte ich eine schlaflose Nacht. Aufgewühlt von den Ereignissen des Tages und der großen Enttäuschung, dachte ich über mein Leben nach. Das war's also. Wo sind nun meine »Freunde«? Zum ersten Mal in meinem Leben schrie ich zu Gott: »War das richtig, dass ich aufgehört habe an Mohammed zu glauben? Zeige mir bitte Deinen Weg und hilf mir!«

Meine Heimat stand vor meinen Augen, das kleine Dorf in Ostanatolien, wo ich meine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Dort, nicht weit von den schneebedeckten Gipfeln des Gebirges Ararat entfernt, lebten meine Eltern und Geschwister in großer Armut. Mein Vater war Schafhirte in dieser rauen und unfruchtbaren Gegend, die oft von Hungersnöten heimgesucht wurde. Im Sommer litten wir unter unerträglicher Hitze, während im Winter oft meterhoch der Schnee lag und der getrocknete Kuhmist nicht reichte, um unser kleines Haus, dessen zwei Zimmer 12 Personen beherbergen mussten, einigermaßen zu heizen.

Der Wunsch meiner islamischen Eltern war, dass ich

als ihr zweitältester Sohn einmal »Hodscha« (islami-scher Priester, Vorbeter) würde. Obwohl meine Eltern Analphabeten waren, sorgten sie dafür, dass wir Kinder zur Schule gingen. Zusätzlich besuchte ich täglich für 2-3 Stunden die »Medrese«, eine inoffizielle Schule, die von fanatischen Moslems geleitet wurde, um uns Unterricht im Koran und in der arabischen Sprache zu geben. Als ich 13 Jahre alt war, kam ich in eine offizielle Hodscha-Schule, wo ich für meinen zukünftigen geistlichen Beruf ausgebildet wurde. Mit 20 Jahren bestand ich meine Prüfung und zur großen Freude meiner Eltern und Verwandten wurde ich der erste »Hodscha« meines Dorfes.

Jeden Morgen, »bevor man den Wolf vom Schaf unterscheiden konnte« – so lautete die Vorschrift – musste ich aufstehen, jeweils dreimal meine Hände, Füße und mein Gesicht waschen, sowie meinen Mund und meine Nase ausspülen. Dann stieg ich auf einen Hügel oder ein Dach, um das in der Dämmerung liegende Dorf mit dem Ruf zu wecken: »Allahu akbar...« – »Allah ist groß. Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein wahrer Prophet. Gott segne Mohammed. Beten ist besser als schlafen. Kommet zum Gebet!«

Mehr oder weniger schlaftrunken kamen dann nach und nach die Bewohner des Dorfes in einem Haus zusammen, das einen Ersatz für die fehlende Moschee darstellte. Hier betete ich täglich fünfmal meine Gebete auf arabisch und las die entsprechenden Suren aus dem

Koran, die allerdings keiner von den Anwesenden verstehen konnte. Wer besonders fromm war, betete anschließend 33-mal »Allah ist groß, Mohammed ist sein Prophet, Allah ist gnädig...«, wobei er sein »Tesbih« (eine Art Rosenkranz) zählte. Ich war nun der angesehenste und mächtigste Mann im Dorf – der Stolz und die Freude meiner Eltern.

Doch diese Freude meiner Eltern dauerte nur etwa 10 Wochen. Mich quälten starke Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Koran. Angefangen hatten diese Zweifel schon vor Jahren, als ein armenischer Freund mir zwei Argumente gegen meinen Glauben vorbrachte:

1. Es sei Unsinn zu glauben, die arabische Sprache sei die »heilige« Sprache, die allein im Paradies gesprochen wird. Gott spricht und versteht jede Sprache, meinte mein Freund. Das schien mir einleuchtend zu sein, denn schließlich konnte ich mich bereits in drei Sprachen verständigen: kurdisch, türkisch und arabisch. Sollte Gott, mein Schöpfer, dagegen nur eine Sprache sprechen und verstehen?

2. Es ist eine Fälschung, wenn im Islam behauptet wird, Abraham hätte Ismael und nicht Isaak opfern sollen. Die anderen heiligen Bücher (die Bibel) würden etwas anderes lehren. Obwohl ich seine Behauptungen nicht nachprüfen konnte – leider gab es in unserem Dorf keine Bibel – wurde mein Vertrauen zum Koran erschüttert. Bei jedem Dienst als »Hodscha« fühlte ich mich wie ein Heuchler, der selbst nicht von dem über-

zeugt ist, was er anderen verkündigt. Schließlich hielt ich es nicht mehr länger aus und an einem Freitag erklärte ich den versammelten Gläubigen: »Liebe Geschwister, ich fühle mich vor Euch wie ein Lügner. Was ich Euch gepredigt habe, glaube ich selbst nicht. Deswegen kann ich nicht mehr länger Euer Hodscha sein.«

Die Anwesenden waren wie vom Schlag getroffen. Sie wurden sofort aggressiv, begannen mich zu schlagen und spuckten auf mich. Andere liefen zu meinen Eltern und Geschwistern und sagten, dass sie diese Schande, die ich auf meine Familie gebracht hätte, nur auslöschten könnten, wenn sie mich töten würden.

Meine Eltern weinten. Endlich hatte ihr Sohn es zu etwas gebracht, und nun diese Schande!

Es war klar, dass ich unter diesen Umständen nicht länger zu Hause bleiben konnte und so zog ich nach Bingöl, einer größeren Stadt: Dort suchte ich ziemlich hoffnungslos und verzweifelt nach Arbeit, bis ich nach einigen Tagen zum ersten Mal in meinem Leben kurdische Sozialisten kennen lernte, die mich sehr freundlich ansprachen und zu sich einluden. Ihre Freundlichkeit, ihre Vaterlandsliebe und ihre Lebensideale zogen mich sehr stark an und bald lernte ich, ein stolzer Kurde zu sein.

Als die Situation 1978 für uns sehr kritisch wurde, reiste ich mit einer Anzahl Gleichgesinnter nach Deutschland aus, um dort zu studieren, Geld zu verdienen und die kurdischen Patrioten zu unterstützen.

Zunächst wohnte ich in Bad Godesberg, später im Westerwald. Ich studierte die Werke von Karl Marx, Friedrich Engels und wurde ein überzeugter Sozialist, weil ich keine Alternative kannte. Da ich ziemlich fleißig war, verdiente ich gut und konnte auch meine Eltern unterstützen.

Um auf Dauer in Deutschland bleiben zu können, hatte man mich überredet, 1982 eine Scheinehe mit einer deutschen Frau einzugehen. Wir trafen uns nur am Standesamt, um dann wieder auseinander zu gehen. Doch drei Jahre später reichte sie die Scheidung ein, weil ich nicht einsehen konnte, für meine Scheinfrau, mit der ich nie zusammengelebt hatte, Unterhaltsgeld zu zahlen.

Unter den vielen Kurden, mit denen ich in Deutschland bekannt war, hatte ich einen guten Freund. Wir hatten in Hachenburg eine gemeinsame Wohnung. Später heiratete er und geriet in eine finanzielle Krise. In dieser Not bat er mich, ihm Geld zu leihen. Es war eine größere Summe, die er auch pünktlich zum abgemachten Termin zurückzahlte, sodass ich keine Bedenken hatte, ihm auch ein zweites Mal Geld zu leihen. Als er dann aber nach wenigen Wochen ein drittes Mal Geld von mir haben wollte, war ich am Ende meiner Reserven. Wir befanden uns in seinem Auto auf dem Weg nach Montabaur, als ich ihm mitteilte, dass ich nun auch kein Geld mehr hatte. Als wir uns dem Ortszugang eines Dorfes näherten, fragte er mich plötzlich:

»Was hältst du von einem Raubüberfall in diesem Dorf?« Während ich einerseits traurig darüber war, ihm finanziell nicht helfen zu können, und andererseits etwas empört und überrascht über seinen Vorschlag, raunte er mir grinsend zu: »Hast du etwa Muffe davor?«

Mit dieser Bemerkung hatte er meinen Stolz getroffen und ich gab lachend zur Antwort: »Angst, vor wem? Ich mache mit!« Wenige Minuten später kam es zu dem anfangs geschilderten stümperhaften Raubüberfall.

Nun brannte in mir nur noch das Verlangen, mich zu rächen, diesen Verräter umzubringen!

Nach 13 Monaten Untersuchungshaft kam es im März 87 zur Verhandlung in Koblenz. Da ich mich selbst gestellt und alles zugegeben hatte, lautete das Urteil: Vier Jahre Freiheitsstrafe. Zuerst kam ich nach Duisburg-Hamborn und anschließend wurde ich nach Schwerte-Ergste verlegt.

Bereits in Koblenz hatte ich als Antwort Gottes auf mein Gebet in Montabaur ein türkisches Neues Testament bekommen. Bisher – und ich befand mich inzwischen etwa 8 Jahre in Deutschland – hatte mich nie irgendein Christ angesprochen oder ein Traktat in die Hand gedrückt. Etwa ein Jahr lang las ich in diesem Neuen Testament und mir wurde klar, dass Gott von mir erwartete, dass ich zu Ihm umkehre und mit meinem gottlosen Leben breche.

In Duisburg-Hamborn lernte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen überzeugten Christen kennen,

Herrn Schneider. Er leitete in diesem Gefängnis einen Bibelkreis, der sich einmal in der Woche traf. Nachdem ich zum ersten Mal an diesem Bibelkreis teilgenommen hatte, platzte ich am Ende der Stunde heraus: »Du erzählst uns viel über Jesus Christus. Aber es gibt doch schließlich auch andere Themen. Wie denkst du über den Frieden in dieser Welt?«

Er antwortete: »Ich gehöre auch zu einer Friedensgruppe. Mein Friede ist Jesus Christus. Wer an Ihn glaubt, hat Frieden, und wer Ihn verachtet, hat keinen Frieden.«

Diese schlichte Antwort traf mein Herz und Gewissen. Ich war sprachlos und als er erstaunt fragte: »Warum sagen Sie nichts mehr?«, antwortete ich: »Das hat mir gereicht, ich habe keine Fragen mehr.«

»Ich sehe, dass Sie ein suchender Mensch sind. Auf welcher Zelle liegen Sie?«

»Zelle 153, Abteilung II.«

»Ich werde kommen und Sie besuchen.« Natürlich rechnete ich nicht mit seinem Besuch, aber bereits etwa eine Stunde später betrat er meine Zelle und brachte mir eine türkische Bibel und einige Briefmarken mit. Er fragte mich, ob er in dieser Zelle für mich beten dürfe. Ich hatte nichts dagegen und erwartete, dass er – wie ich es früher als Moslem gewohnt war – ein Gebet herunterleiern würde. Aber statt dessen kniete er auf dem Boden nieder und sprach zu Gott wie zu einem Freund: »Herr Jesus, hilf diesem jungen Mann, Dich zu finden, und löse Du seine Probleme! Amen.«

Nach diesem Gebet konnte ich meine Tränen nicht länger zurückhalten. Es war das erste Gebet, dass ich von einem Christen gehört hatte und so fragte ich ihn tiefbewegt: »Wann werden wir uns wiedersehen?«

»Ob wir uns wiedersehen, weiß ich nicht. Aber wenn Sie sich bekehren und Jesus Christus als Ihren Retter annehmen, werden wir uns spätestens im Himmel wiedersehen.«

Das war und blieb bis heute meine einzige Begegnung mit diesem Mann, denn bereits eine Woche später wurde ich nach Schwerte-Ergste verlegt. Hier hatte ich nun Zeit und auch die Möglichkeit, anhand der Bibel meine langjährigen Fragen aufzuarbeiten. Hatte Abraham Isaak oder Ismael opfern sollen? Ich begann das erste Buch Mose zu lesen und nach 22 Kapiteln wusste ich die Antwort der Bibel und gab meinem damaligen armenischen Freund recht.

Wenige Tage später wurde plötzlich und unerwartet meine Zellentüre von einer älteren Dame geöffnet, die sich als Frau Lehmkühler, die Anstaltspastorin, vorstellte. Sie lud mich zu ihrem Bibelkreis ein, übergab mir aber auch eine Tafel Schokolade und ein Päckchen Kaffee, deren Wert nur der zu schätzen weiß, der einmal »gesessen« hat. Meine Antwort auf ihre freundliche Einladung lautete:

»Wenn ich Zeit habe, werde ich vielleicht mal ihren Kreis besuchen.«

Nun, Zeit gehört zu den wenigen Dingen, die im

Knast reichlich vorhanden sind und so dauerte es nicht lange, bis ich regelmäßiger Besucher dieses Bibelkreises war.

Abends, auf meiner Einzelzelle, hatte ich dann immer viel Stoff zum Nachdenken. Mir wurde klar, dass Gott von mir eine bewusste Umkehr zu Ihm erwartet. Doch eine Stimme in mir sagte: »Das hast du nicht nötig. Du bist kein Sünder, du hast zwar einen Raubüberfall gemacht, aber dafür sitzt du jetzt schließlich im Knast und damit ist dieser Ausrutscher ausgeglichen.« Auch quälten mich Fragen, die nur ein Moslem nachempfinden kann: »Wie ist das möglich, dass Gott einen Sohn hat?« Diese Behauptung war für mich ehemaligen Moslem eine Gotteslästerung. »Shirk« (Zugesellung) ist für einen Moslem die schwerste Sünde, die man begehen kann. Deshalb wird Jesus Christus als Sohn Gottes im Islam schroff abgelehnt, weil sie darunter verstehen, dass Gott Maria zur Frau hatte und Jesus, den Sohn, gezeugt habe. Wer Gott einen Partner zur Seite stellt, begeht nach islamischem Glauben die Sünde, die niemals vergeben wird.

Doch die Unruhe in meinem Herzen wurde immer größer. Was würde geschehen, wenn ich jetzt vor Gott stehen müsste? Etwa 6 Monate lang quälte ich mich mit diesen Gedanken. Doch im November 87 geschah das große Wunder in meinem Leben. Der Beamte hatte gerade die Zellentüre abgeschlossen und eine gute Nacht gewünscht. Während es um mich herum still

wurde, begann in mir ein Kampf. Verzweifelt und mit Selbstmordgedanken geplagt, sagte ich mir: Jetzt oder nie!

Wieder schlug ich meine Bibel auf und las die Worte in Johannes 14,6:

»Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich.«

In meiner Not rief ich laut: »Jesus, ich will doch zu Dir kommen, warum kann ich nicht?!«

Schließlich lag ich weinend und zitternd auf meinen Knien und betete: »Herr Jesus, Du bist auf diese Erde gekommen, um am Kreuz auch für mich zu sterben. Bitte, vergib mir meine Sünden!«

Nach diesem Gebet stand ein neuer Mensch auf. Meine Hoffnungslosigkeit war einer tiefen Freude gewichen. Alle Rachegeanken und meine Einsamkeit waren verschwunden, denn ich wusste: Jesus ist bei mir. Weil ich Gottes Liebe und Vergebung erfahren hatte, konnte ich sogar meinem »Freund«, der mich betrogen und im Stich gelassen hatte, vergeben. Meine Freude war so groß, dass ich sie nicht für mich behalten konnte. Sofort schrieb ich auf drei Seiten die Geschichte meiner Umkehr zu Gott und schickte sie der Kalendermission, von der ich einen türkischen Kalender in meiner Zelle hängen hatte.

Am nächsten Tag ging ich mit großer Freude zum Bibelkreis, um dort den anderen meine Bekehrung zu bezeugen. Nie werde ich vergessen, wie Frau Lehmkübler

nach dieser Mitteilung auf mich zuing, mich in den Arm nahm und mir das alte Lied von Isaak Watts sang: »Ist's wahr, dass Jesus starb für mich, und büßte meine Schuld?« Der Refrain dieses Liedes »An dem Kreuz brach der Morgen mir an, und des Blinden Auge ward aufgetan...« drückte genau aus, was ich in der vergangenen Nacht erfahren hatte: Mir waren die Augen für den Sohn Gottes geöffnet worden!

Es dauerte nicht lange, bis ich auf meiner Abteilung als »der Fromme« bekannt war. An einem Tag, als ich zum ersten Mal Wochenendurlaub beantragt hatte, war ich ziemlich niedergeschlagen, weil ich keine Kontaktperson hatte, bei der ich den Wochenendurlaub hätte verbringen können. Ein Gefangener, der mich beobachtet hatte, rief spottend: »Was guckst du bedäppert. Hilft dir dein Jesus nicht mehr?«

Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich daran keinen Zweifel hätte, ich aber trotzdem traurig wäre, weil ich nicht wüsste, wo ich meinen Urlaub verbringen könnte. Darauf meinte er: »Ach, ich kenne draußen jemand, der ist genauso ein frommer Spinner wie du. Ich geb dir seine Adresse, vielleicht nimmt er dich auf.«

Glücklich über diesen Hoffnungsschimmer rief ich ihm zu: »Mann, siehst du, Jesus hilft mir doch, und dazu noch durch dich!«

Wenige Tage später bekam ich den ersten Besuch – ein Ehepaar, dessen Adresse mir vermittelt worden war.

Obwohl ich sie bisher nie gesehen hatte, waren sie mir nicht fremd. Nachdem ich ihnen meine Geschichte erzählt hatte, sagte mir der Mann: »Du bist mein Bruder, und jederzeit herzlich willkommen bei uns!

Das nächste Wochenende verbrachte ich bei diesem lieben Ehepaar – sie wurden mir in den folgenden Monaten zu Vater und Mutter. Dort besuchte ich mit ihnen auch zum ersten Mal in meinem Leben eine Zusammenkunft von Christen. Auch wenn ich vieles noch nicht einordnen konnte, ich fühlte mich dort Zuhause.

Als sie mich abends zurück zum Gefängnis brachten, gaben sie mir noch eine wichtige Information mit: In Deutschland ist es möglich, bei sehr guter Führung auf Antrag mit der Halbstrafe entlassen zu werden. Am nächsten Tag hatten wir »Zusammenschluss«, d.h., die Gefangenen durften sich innerhalb unserer Abteilung gegenseitig besuchen. Ich ging zu Ulrich, der mir die Adresse gegeben hatte und fragte ihn, ob er bereit wäre, meinen Antrag auf Halbstrafe zu tippen. Er erklärte mir, dass ich nicht ganz dicht sei, denn ohne Anwalt sei ein solcher Antrag unsinnig. Ich sagte ihm, er möge doch bitte schreiben, weil mein Deutsch so schlecht sei, ansonsten würde schon Jesus Christus in dieser Sache mein Anwalt sein.

Auch die Anstaltsleitung lachte mich aus, als ich meinen Antrag abgab und ein Beamter, mit dem ich mich ansonsten gut verstand, machte sich besonders darüber

lustig. »Wenn Sie an Jesus Christus glauben, werden Sie noch größere Wunder erleben«, gab ich ihm zur Antwort und betete für diese Angelegenheit.

Am Vorabend meiner Entlassung hatte ich das Gefühl der besonderen Gegenwart Gottes in meiner Zelle. Irgendwie bekam ich die Gewissheit, dass ich bald entlassen würde. Meine Freude war groß.

Als mir am anderen Morgen der vorher spottende Beamte zurief, er hätte mir etwas mitzuteilen, sagte ich ihm, dass das nicht nötig sei. Ich wüsste auch so, dass ich entlassen wäre. Wenige Minuten später kam die Anstaltspastorin zu mir mit meinem neuen Freund, der gekommen war, um mich abzuholen. Um 15 Uhr verließ ich freudestrahlend mit zwei Pappkartons, die meinen ganzen Besitz darstellten, das Gefängnis. Ich war frei!

Doch nun begannen andere Schwierigkeiten, denn ich war als »Knacki« abgestempelt und hatte keinen erlernten Beruf.

Kurz nach meiner Entlassung sagte eine Beamtin zu mir: »Wir werden Sie, genauso wie jeden anderen, in die Türkei abschieben!« So erhielt ich nur eine »Duldung«. Meine Entlassung kam aber für die Behörden so unerwartet schnell, dass sie meine Abschiebung noch nicht genügend vorbereitet hatten. So wohnte ich zunächst in einem staubigen, fensterlosen Kellerraum und wälzte mich des Nachts unruhig auf meinem Lager. Immer wieder kam der Gedanke: Heute wirst du abgeschoben! Einige meiner früheren Freunde, die man abgeschoben

hatte, lebten bereits nicht mehr. So wurde der psychische Druck immer größer. Die »Duldung«, ein DIN A4 Blatt, wurde immer nur für 3 Monate verlängert. Die Traurigkeit und Einsamkeit wurden so groß, dass ich betete: »Herr Jesus, bitte nimm mich weg von dieser Erde zu Dir!« Aber Gott tröstete mich durch die Verheißung »Ich komme bald!«. In dem Bewusstsein, dass Er jede Träne abwischen wird, dass dann kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird, konnte ich diese innere Not durchstehen.

Obwohl ich als vorbestrafter Ausländer wenig Chancen hatte, eine Arbeitsstelle zu bekommen, konnte ich bald als Hilfsarbeiter und Pflasterer arbeiten. Und nicht nur das. Ich lernte meine Frau kennen, die auch vor kurzem zum Glauben an Jesus Christus gekommen war und im September 89 konnten wir heiraten.

Aber auch hier war eine Hürde zu überspringen. Eine Woche vor der Hochzeit verweigerten die Behörden die standesamtliche Trauung. Die Hochzeitseinladungen waren aber schon verschickt! Doch der lebendige Gott hatte auch da einen Weg für uns. Die standesamtliche Trauung fand in Dänemark statt, und etwas später konnten wir hier die Hochzeit nachholen. »Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat!« »Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.« Diese Verheißungen aus der Bibel stärkten und ermutigten uns oft in Zeiten der Not, wo wir keinen Ausweg sehen konnten.

Natürlich war es mir ein großes Anliegen, von mei-

nen Angehörigen in Kurdistan etwas zu hören. Im Sommer 88 tauchte plötzlich mein Bruder bei mir auf, den ich über 10 Jahre nicht mehr gesehen hatte. Er war noch sehr jung und konnte kein Deutsch außer »ja« und »nein«. Auch er litt unter der schweren Arbeit und unter der Einsamkeit. Da auch ich als Plattenleger hart arbeiten musste, fand ich nicht viel Zeit, mich um meinen Bruder zu kümmern. Er blieb 6 Wochen bei mir und verschwand dann so plötzlich, wie er gekommen war. Aber er hatte eine Bibel mitgenommen.

Einige Monate später bekam ich einen Brief von meiner Schwägerin. Sie war bereits sieben Jahre mit meinem Bruder verheiratet, konnte aber leider kein Kind bekommen. Ein Arzt hatte ihr ein besonderes Medikament empfohlen, das Abhilfe schaffen könnte. Da die Kosten für dieses Medikament aber in der Türkei enorm hoch waren, bat sie mich, ihr doch die gewünschten Tabletten zu schicken. Ich beriet mich mit einem befreundeten Arzt, der mir aber riet, die Finger davon zu lassen. Er informierte mich über die akute Gefahr, dass dann ein behindertes Kind zur Welt kommen könnte. So betete ich und schickte ihr eine Kasette, auf der ich den Rat gab, nicht Hilfe bei Ärzten zu suchen, sondern ihr Leben erst einmal Jesus Christus zu übergeben. Wenn es Gott gefallen würde, könnte Er auch bewirken, dass sie ein Baby bekommen könnte. Die 150 DM, die das Medikament gekostet hätte, hatte ich ihr beigelegt, damit sie nicht den Eindruck bekommen

konnte, als wollte ich ihr einen billigen Trost senden. Zwei Monate später bekam ich die Nachricht, dass sie schwanger geworden sei; und weitere fünf Monate später rief mich mein Bruder Abraham an, und bekannte unter Tränen: »Wir beten jetzt denselben Gott an, wie Du. Meine Frau hat Deinen Rat befolgt und wir haben dann diese Gebetserhörung erlebt.« So hat Gott auch schon dieses zweite Wunder in meiner Familie getan.

Die Geschichte des Blindgeborenen aus Johannes 9, der durch die Macht Gottes sehend wurde, gehört zu den biblischen Berichten, die ich besonders liebe. Auch ich war als Moslem jahrelang blind für die Wahrheit der Bibel, aber Gott hat mir die Augen geöffnet. Nun ist es mir und meiner Frau ein Anliegen, diesen wunderbaren Gott den vielen Türken und Kurden hier in Deutschland, aber auch in meiner Heimat, bekannt zu machen. Das ist nicht leicht. Fanatische Moslems sind der Überzeugung, dass sie sich den Himmel verdienen, wenn sie einen Abtrünnigen töten. Verständlicherweise begegnet mir oft Hass, wenn ich meinen Landsleuten erzähle, dass ich Christ geworden bin.

Als ich einmal von Freunden eingeladen wurde, bei einer Büchertisch-Arbeit in Dortmund mitzumachen und mich damit in der Öffentlichkeit auf die Seite Jesu zu stellen, hatte ich zunächst große Angst. Doch als ich gebetet und die Verheißung »Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!« in Gottes Wort gelesen hatte, bekam ich neuen Mut.

Ich ging mit auf die Straße und wurde, wie befürchtet, von drei Türken, von denen einer ein »Hodscha« war, bedroht. »Wir werden dich töten, wir werden nicht zulassen, dass du christliche Propaganda unter unseren Landsleuten verbreitest!« Doch Gott half mir, freundlich zu ihnen zu bleiben und so sagte ich zu dem »Hodscha«: »Wissen Sie, was Sie eben getan haben? In Gottes Augen sind Sie ein Mörder. Sie bedrohen mich mit dem Tod, weil in ihnen der Geist Satans ist. Ich mache hier keine Propaganda und werde auch nicht dafür bezahlt, sondern bezeuge, was Jesus Christus an mir getan hat. Mein Herz ist nicht mehr mit Rache-gedanken, sondern mit dem Geist Gottes und Seiner Liebe erfüllt.«

Er weigerte sich, von mir eine Bibel anzunehmen und zerriss die Schrift, die ich ihm angeboten hatte. Ich stellte ihm noch die Frage: »Kann Ihnen Mohammed ewiges Leben geben? Jesus Christus hat mir ewiges Leben geschenkt!«

Wütend verließ er mich, nachdem er mich vergeblich aufgefordert hatte, ihm in die Moschee zu folgen.

Gott hat mir, einem ehemaligen Moslem, ein neues Leben geschenkt mit einer wunderbaren Zukunft. Ein Moslem weiß nicht, wohin er nach dem Tod kommt. »Tanrı bilir« – »Gott weiß« ist ihre Antwort. Sie kennen Gott nur als den Richter, der in der Ewigkeit ihre guten Taten und ihre bösen Taten wiegen wird. Sie kennen nur den »fünffachen Weg«, um Gott zu gefallen: Täg-

liches Gebet, täglich Allah bekennen, einmal im Jahr Ramadan feiern, einmal selbst oder durch einen Stellvertreter Mekka besuchen und regelmäßig Almosen geben. Jesus Christus als den Sohn Gottes lehnen sie schroff ab. Sein stellvertretender Tod für uns auf Golgatha ist ihnen unvorstellbar. Der Koran erkennt Jesus nur als einen der großen Propheten neben Mose, David und Mohammed an.

Für mich ist Er der Retter und Erlöser geworden, und mein Wunsch ist, vielen Moslems – und unter ihnen besonders den Türken und Kurden – zu bezeugen, was Gott an mir getan hat und welchen Preis Er auch für ihre Erlösung gezahlt hat.

ZUM SCHUTZ, DER HAUPTPERSON WURDE EIN PSEUDONYM GEBRAUCHT.

# ANDREAS LINDNER

## Kaltes Herz

Die Hitze am Tag ist unerträglich. Die Nächte sind kalt hier in Niamey, der Hauptstadt von Niger, – wenn auch nicht mehr so kalt wie in der Sahara, wo wir herkommen.

Ich liege neben meinem Unimog im Sand. Dort drüben sitzt Hans, unser Wachtposten, um Diebe abzuschrecken. Einige der Globetrotter, die sich auch hier eingefunden haben, wurden schon bestohlen – vom Dunkel der Nacht gedeckt haben geschickte Finger unbemerkt Schlafsäcke und Zelte aufgeschlitzt und allerlei entwendet. Ich bin voller Wut wegen dieser Diebstähle jede Nacht. Sobald Hans einen Dieb bemerkt, werde ich aufspringen und zuschlagen. Mein Entschluss steht

fest: »Die müssen nicht abgeschreckt werden, sondern die brauchen einen Denkkzettel.« Dafür liegt bereits ein Montiereisen unter meinem Schlafsack bereit.

Ob einer dabei draufgeht, ist mir egal. Es hat mir noch nie etwas ausgemacht, jemand zu verletzen. Mein Blick schweift nach oben. Die Sterne leuchten hier viel heller als Zuhause. »Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm.« Komisch, dass mir jetzt dieses Kindergebet über die Lippen kommt. Es scheint im Widerspruch zu meiner Absicht zu stehen, die Diebe brutal zusammenzuschlagen. Aber das stört mich nicht.

Meine Oma hat mir den Spruch beigebracht. Schon lange her. Damals lebte ich mit meinen Eltern in einem Dorf nahe an der Zonengrenze. Dort verlebte ich eine glückliche und behütete Kindheit.

Meine Schwester und ich gehörten zur selben Clique. Die Jungs und Mädels der Gruppe bedeuteten mir viel. Ich hatte sie gern. Eines Abends haben sie mich innerlich sehr verletzt. Es schmerzte mich. Ich wurde den Eindruck nicht los, dass ich ihnen nicht viel wert war. In dieser Zeit half mir mein Vater bei einem Referat über sein Lieblingsthema – Buddhismus. Ich hielt es vor der Schulklasse: »Das Glück liegt im Innern. Wenn man sich von allem Äußeren löst, kann nichts mehr diese innere Ruhe zerstören ...« Das war es! Wenn mir niemand etwas bedeutet, kann mich auch niemand mehr verletzen. Wenn ich niemand in mein Herz

reinlasse, kann niemand meinem Herzen weh tun. Mit diesem Ziel wurde ich immer stärker zum Einzelgänger, und verschloss mich anderen mehr und mehr.

## Träume

Damals hatte ich zwei Freunde: Reinhard und Werner. Unsere gemeinsame Leidenschaft waren Abenteuer und Streifzüge durch die Wälder. Wir bauten Blockhütten, sprengten Felsen oder machten Schießübungen mit selbstgebastelten Vorderladern. Die Ferien und viele Wochenenden verbrachten wir auf diese Weise zusammen. Einer unserer gemeinsamen Träume war, Trapper im Norden Kanadas zu werden, oder Soldat. Oder vielleicht Legionär.

Mit sechzehn schlossen mein Cousin Thomas und ich uns der Freiwilligen Feuerwehr an. Wie immer, wenn wir etwas anfangen, so taten wir es mit großer Begeisterung. Aber wir löschten nicht nur mit Wasser, sondern auch mit viel Schnaps und Bier. Thomas war mein großes Vorbild: mutig, unabhängig, schlug sich überall durch. Und er weinte nie. Aber ich hatte auch Fortschritte gemacht. Ich hatte niemand mehr in mein Herz reingelassen, und so konnte mich niemand mehr verletzen, und nichts konnte mich mehr erschüttern. Es störte mich auch nicht mehr, wenn ich jemand innerlich verletzte. Meine Mutter litt sehr darunter, dass ich so verschlossen war. Doch das war mir egal.

Auch in der Schule war ich nun öfters betrunken.

Wozu geht man da überhaupt hin? Viel interessanter war es, im Wirtshaus Karten zu spielen. Den freiwilligen Russisch-Unterricht am Nachmittag allerdings wollte ich nicht versäumen. Vielleicht kann ich das noch mal bei meinen zukünftigen Abenteuern als Soldat brauchen, dachte ich.

Mein Vater hatte wenig Zeit, weil er sich in der Firma so engagierte. Sogar die Abende und Wochenenden verbrachte er dort. Er wollte gerne, dass ich studiere, einen guten Beruf ergreife – im Hinblick auf Karriere, Familie, Haus und so weiter. Auch die Freunde meiner Eltern, die alle erfolgreich waren und zu denen ich aufblickte, rieten mir in diese Richtung. Sie hatten das alles längst. Aber ihr Herz schien leer zu sein. Wenn sie sich am Stammtisch unterhielten, merkte ich bald, dass sie auch nicht zufrieden waren.

»Wenn wir Urlaub haben, dann machen wir endlich mal, was wirklich Spaß macht. Wir fahren zum Gardasee zum Segeln ...« Oder: »Wenn ich pensioniert bin, kann ich endlich das machen, was ich will. Dann habe ich endlich Zeit für die Jagd ...« Dabei dachte ich mir im Stillen: »Wenn das Leben nur daraus besteht, das zu tun, was man will und was Spaß macht, warum studieren und bis zum Urlaub oder zur Pensionierung warten? Da mach ich doch gleich, was ich will.«

Viel Zeit verbrachte ich auf einsamen Wanderungen. Der Regen perlte von meiner imprägnierten Jacke ab, er drang nicht ein. Darunter war ich sicher. Mein Herz

aber war inzwischen auch wie imprägniert. Nichts drang ein. So fühlte ich mich sicher, meine innere Ruhe blieb ungestört. Eines Abends besuchte ich meine Freundin. Spät Nachts hörten wir den Rettungswagen. Ich wusste noch nicht, dass mein Cousin Thomas kurz vorher mit dem Motorrad verunglückt war.

Am nächsten Tag fand die Identifikation im Krankenhaus statt. Es stank nach Formalin. Mein Patenonkel konnte es nicht fassen, seinen Sohn so steif daliegen zu sehen. Er war erschüttert. Mein Vater auch. Ich nicht. Ich blieb kalt. Mein Herz blieb unbewegt, meine innere Ruhe ungestört. Meine Meditationen zeigten erste Früchte. Hier bei der Leichenbeschau haben wir drei Thomas zum letzten Mal gesehen. Die Frage kam auf: Wo geht er hin?

Ich hatte eine Antwort darauf. »Entweder Reinkarnation, oder ein neues Leben woanders, auf jeden Fall besser«, dachte ich. Das wusste ich genau aus den parapsychologischen Büchern meines Vaters. Auch die Sterbeerlebnisse, die Arthur Ford in seinem Buch »Bericht vom Leben nach dem Tod« beschrieb, bestätigten es. Und die Lehre Buddhas auch. Ich hatte keine Angst vor dem Tod. Und vor dem Leben auch nicht. »Ich werde mich durchschlagen.«

Sobald ich den Führerschein hatte, arbeitete ich in den Ferien als Bierfahrer. Ich war mein bester Kunde. Mein Vater kannte die Schattenseiten meines Lebens nicht. Er war stolz auf mich und wir verstanden uns

gut, obwohl er wenig Zeit hatte. Manchmal waren seine Freunde vom Stammtisch bei uns zu Besuch. Nach einem dieser Feste weckte mich meine Mutter. Sie weinte, kniete neben meinem Bett. »Andreas, wach auf. Papi ist tot. Verunglückt. Er fuhr noch mal weg.« Ich war überrascht. Am Abend hatte er mir noch aus dem Taucheranzug geholfen, als ich total durchgefroren vom Schwimmen im Hochwasser zurückkam. Für meine Mutter brach eine Welt zusammen. Meine Schwester kam aus dem Internat. Ich erinnere mich an die Beerdigung. Alle waren gerührt. Doch ich stand teilnahmslos wie ein Zuschauer neben seinem Sarg.

## Wettlauf mit dem Tod

Mit meinen beiden Cousins Rolf und Frank kam ich besonders gut aus. Auch mit Franks Freund John. Oft trainierten wir zusammen: Nahkampf, Ausdauer- und Überlebenstraining. John war Malerlehrling und half mir beim Herrichten unseres Hauses. Meine Mutter wollte es jetzt nach dem Tod meines Vaters verkaufen und wegziehen. »Macht es dir was aus, wenn wir das Haus verkaufen?« »Nein, Mami.« Ich sprach nicht viel mit ihr. Und schon gar nicht über das, was in mir vorging. Ich war hilfsbereit und freundlich, aber innerlich kalt. John und ich wurden bei unserem Training und durch die gemeinsame Arbeit Freunde. Einmal machten wir einen Wettlauf. Wer ist zuerst am Bahnhof?

Wir spurteten über Bahngleise, kletterten über be-

reitstehende Güterzüge. Genau in dem Moment, als John vom stehenden Zug sprang, fuhr auf dem Nebengleis eine Lok vorbei. Ich bemerkte die Lok rechtzeitig, duckte mich und sauste gleich weiter. Doch hinter mir hörte ich den Schotter nicht mehr unter Johns Füßen knirschen. Hinter mir blieb alles still. John musste mir eigentlich dicht auf den Fersen sein. Ich schaute mich um. Da sah ich ihn liegen, zusammengekrümmt. Die Lok hatte ihn erwischt. John starb wenige Augenblicke später in meinen Armen. Inzwischen war auch Frank da. Er schrie laut auf und weinte.

Nach meinem Abitur zog meine Mutter nach München. Ich machte mit meiner Freundin Schluss. Sie war sehr traurig darüber. Ich tat ihr weh damit, aber ich wollte unabhängig und ungebunden sein. Freiwillig meldete ich mich zur Bundeswehr. Fallschirmjäger – das war eine neue Anforderung für mich. Die zwei Jahre in Calw und Altenstadt gefielen mir sehr. Dann wurde es langweilig, auf Dauer war es mir doch zu lasch. Ich brauchte was anderes, neue Herausforderungen. Meine Mutter war oft sehr niedergeschlagen, aber ich kümmerte mich kaum um sie. So buchte ich einen Flug in das Land des Nordens.

## Fallensteller in Kanada

Nach einigen Monaten Erntehilfe für Kost und Logis bei einer sehr netten Familie trampete ich weiter nach Norden. Ich wollte in die Wildnis. Weit oberhalb vom

Oberen See lernte ich einen Fallensteller kennen. Wir verstanden uns sehr gut. Wilf lebte mit seiner Frau Bi und seiner jüngsten Tochter Britta weit draußen, weit ab von Weg und Steg. Wir jagten und arbeiteten zusammen. Überall hin, wohin wir wollten, trug das Kanu uns. Und wir trugen das Kanu von einem See zum nächsten. Das Leben im Norden gefiel mir sehr. Mein Jugendtraum hatte sich erfüllt. Leider konnte ich nur einige Wochen bleiben. Bevor ich abreiste, redete Bi mit ihrem wortkargen Gast.

»Andreas, glaubst Du eigentlich an Gott?« »Ja.« »Für uns ist das wichtig. Wir glauben, dass Jesus der einzige Weg zu Gott ist.« »Hm.«

Mit »Hm« meinte ich, dass sie wirklich keine Ahnung hatte von all den wunderschönen Wegen zu Gott: Magie, Erleuchtung, Hellsehen, Handlesen und die östlichen Religionen, womit ich mich viel beschäftigt hatte. Allerdings war mir noch nicht aufgefallen, dass ich trotzdem weit weg war von Gott. Ich kam allein zurecht, brauchte niemand – auch Gott nicht.

Die Einsamkeit der Sahara und die Abenteuer der Wüste lockten mich von meinen neuen Freunden weg. Mit Georg plante ich Expeditionen durch die abgelegene Tennere' in Niger, durch Algeriens Hoggar-Gebirge und nach Timbuktu in Mali. Etliche Touristen begleiteten uns und finanzierten so unsere Abenteuer. Auf diese Weise kamen wir schließlich bis Niamey, der Hauptstadt von Niger.

Hier liege ich nun neben meinem Unimog im Sand. Nachts ist es hier nicht mehr so kalt wie in der Sahara. Die Sterne sind wirklich heller als Zuhause. Aber ich habe ja kein Zuhause. Ich schlafe ein.

Der kühle Morgenhauch umweht mich: Aufstehen! Bald geht es weiter, wieder nach Norden. Wie arm die Leute in Bilma sind. Diese kargen Oasen glitzern wie Smaragde im gelben Sand. Wir finden einen versteinerten Wald, durchforschen Höhlen nach alten Höhlenmalereien und Pfeilspitzen. Die Expeditionsteilnehmer sind begeistert.

Nach zehn Tagen Wüste kommen wir zurück nach Agadez. Die Stadt kommt mir vor wie eine grüne Perle. Der Anblick erfrischt die Augen nach den verschiedenen Gelbtönen von Sand und Fels. Als Profi verachtet Georg die Touristen, die auf der Trans-Sahara-Route hier durchreisen. Ich höre ihnen zu. Sie erzählen, wo sie waren, wo sie hinwollen, und dass sie weg wollen. Haben sie denn keine Augen für die Schönheiten hier? Sie erleben das, wovon viele nur träumen. Aber sie sind unzufrieden, entwurzelt und umhergetrieben. Im Herumreisen und im Abenteuer liegt also auch nicht die Erfüllung. Wo dann?

Wahrscheinlich in Kanada. Also kehre ich zurück zu Wilf und Bi in die Wildnis von Nord-Ontario. Hier kann ich meinem Prinzip treu sein: Ich helfe dir, du hilfst mir. Da ich hart arbeite, ist es für mich selbstverständlich, dass ich in die Familie aufgenommen werde. Ich will niemand etwas schuldig bleiben. Mit Wilf, Bi

und Britta verstehe ich mich wirklich gut. Jeder Bereich des vielseitigen Lebens in der Einsamkeit interessiert mich brennend. Ich arbeite hart und unterrichte Britta im Rechnen. Kein Wunder, dass sie mich mögen, wo ich mich doch so toll einbringe!

Übermütig springe ich von der Treppe. Die Stufen benütze ich nie. Mein Fuß knickt um. Das Gelenk schwillt an und ich kann nicht mehr gehen. Wenn ich den Fuß nicht hochlege, werden die Schmerzen fast unerträglich. Nun müssen Wilf und Bi meine Arbeit einige Zeit mit erledigen. Das bedeutet für sie eine furchtbare Schinderei, denn alle gefangenen Fische müssen bei dem heißen Wetter sofort verarbeitet werden. Als Wilf am Abend todmüde reinkommt, versucht er noch, mich aufzumuntern. Freundlich setzt er sich zu mir. Eine eigenartige Familie.

In der Zwischenzeit ist mir einiges aufgefallen. Sie lügen nicht, sogar wenn es zu ihrem Vorteil wäre. Vielleicht haben sie ein schlechtes Gewissen dabei. Wir haben nie darüber geredet. Meine Freunde hätte ich nicht angelogen, aber ich hätte ein schlechtes Gewissen bekommen, wenn ich zum Finanzamt ehrlich gewesen wäre. Außerdem bin ich als Student eingeschrieben und damit kostenlos versichert, unrechtmäßiger Empfänger von Waisenrente usw. So habe ich alle schlaunen Tricks ausgenutzt, mich überall allein durchgeschlagen, ohne jemand zu brauchen. Und es hat mir nichts ausgemacht, dabei zu lügen.

Warum ist Wilf nicht wütend auf mich? Ich habe ihm doch durch meine Schuld viel Arbeit und Ärger eingebrockt. Außerdem müssen sie mich jetzt versorgen. Mir ist klar, dass ich das nie wieder gutmachen kann. Dadurch ist mein Stolz verletzt und ich bin wütend auf alle. Langsam dämmert mir, dass Wilf und Bi mich nicht deshalb mögen, weil ich so gut mitarbeiten kann, sondern einfach so. Sie lieben mich ohne Grund, einfach weil ich da bin. Das habe ich noch nie erlebt. Es ärgert mich, weil ich mich nicht revanchieren kann. Ich könnte ihre Hilfe und Freundlichkeit ablehnen. Aber das würde sie verletzen, und das will ich plötzlich nicht mehr. Es brodeln in mir.

Ich lese ein Buch, um mich abzulenken. Darin erzählt ein Mädchen, wie sie Christ wurde. Alles, was sie über Jesus sagt, weiß ich schon lange: Jesus half allen, er war ein guter Mensch. Er kam, um Sünder zu retten. Dafür starb er am Kreuz. Sünde ist so schlimm, dass man dafür sterben muss. Aber Jesus hat diese Strafe am Kreuz bezahlt für die, die Ihn in ihr Herz und ihr Leben reinlassen. Gott liebt die Menschen und hat deshalb seinen Sohn geschickt, um uns zu ihm zurückzubringen. Das ist mir im Grunde nicht neu. Das habe ich schon im Religionsunterricht gehört. Ich schaue nachdenklich zum Fenster hinaus.

Beim Nachdenken begreife ich, dass Gott mich liebt. Er hat seinen Sohn Jesus gesandt. Für mich! Gott wollte mir immer helfen, aber ich habe seine Hilfe mein

ganzes Leben lang abgelehnt. Ich dachte: »Ich komme allein zurecht.« Das wollte ich ja immer beweisen. Damit habe ich auch Gott abgelehnt. Ich habe ihn dadurch sehr verletzt – denn Er liebt mich.

Die bisher leeren Begriffe aus dem Religionsunterricht füllen sich mit Leben! Ich lese, wie Jesus im Neuen Testament Sünde beschreibt. Nach Gottes Maßstab müsste ich also verurteilt werden. Auf ein religiöses Leben ohne Gott folgt eine Ewigkeit ohne Gott. Mir wird klar, dass ich verloren bin, Vergebung brauche. Wie kann Gott verzeihen? Übersieht er die Schuld? Das Kreuz ist die Antwort! Jesus hat am Kreuz meine Strafe bezahlt, ist dort für mich gestorben, an meiner Stelle. Bi hat Recht gehabt. Jetzt verstehe ich, warum Jesus der einzige Weg zu Gott ist. Buddha, Hesse und Konfuzius suchten selbst nach Vergebung. Vergebung ist nur möglich durch Jesus.

Ich spreche mit Gott und Jesus – beginne, ihm zu vertrauen. Ich nehme Jesus in mein Herz auf. Tränen rinnen über meine Wangen. Dass dort am Kreuz jemand an meiner Stelle stirbt, bringt mich zum Weinen! Habe ich schon mal geweint? Es ist jedenfalls sehr lange her.

Nun bin ich wirklich ruhig und zufrieden. Gott hat mir vergeben. Jesus ist wirklich der einzige Weg zu Gott, wie Bi gesagt hatte. Mein Glück war früher ungetrübt, aber leicht zerbrechlich, immer von neuen Abenteuern abhängig. Die Grundlage für meine Ruhe

und mein Glück liegt jetzt nicht mehr in mir und meinen Abenteuern. Sie liegt bei Gott, und ist unabhängig von den Umständen, in denen ich mich befinde. Mein Bein tut noch weh, und ich muss die Hilfe anderer in Anspruch nehmen, aber das trübt mein Glück und meine Beziehung zu Gott nicht.

Die nächsten drei Wochen mit Wilf und Bi genieße ich sehr. Wir verstehen uns noch besser. Ich spreche viel mit dem Herrn Jesus und ich verstehe, was er mir sagen will, wenn ich in der Bibel lese. Die Zeit vergeht wie im Flug. Bald muss ich weiter und verabschiede mich. Meine Schwester erwartet, dass ich zu ihrer Hochzeit erscheine.

Auf dem Rückweg muss ich noch bei einem anderen Blockhaus vorbei, wo Wilf und Bi den Winter zubringen werden. Es liegt einige hundert Meilen entfernt. Am Ecksee angekommen, trennen mich nur noch wenige Seen von meinem Ziel, wo ich mein Gepäck vor einigen Wochen zurückgelassen habe. Wie gewohnt, benutze ich ein Kanu nach dem anderen. Zwischen den Seen lege ich die kurzen Tragstrecken schnell zu Fuß bis zum nächsten Gewässer zurück, wo das nächste Kanu verborgen bereitliegt.

Ich fahre aus dem Fluss hinaus auf den See, wo mich der dichte Nebel fast blind macht. Später schleckt die aufgehende Sonne den Nebel auf, wärmt mich. Sie lässt das Eis am Ufer glitzern und den Indianersommer farbenprächtig strahlen. Schnell erledige ich einige kleine

Arbeiten, um die Wilf mich gebeten hatte. Er weiß, dass er sich auf mich verlassen kann. Das ist beim Zusammenleben in der Wildnis die Grundvoraussetzung. Nun verstaue ich mein Gepäck. Das eiskalte Wasser plätschert lustig um mein Paddel. Jedes Kanu verstecke ich sorgfältig, nachdem ich es benutzt habe. Es kann lebenswichtig sein, dass alles am richtigen Platz liegt und gut funktioniert.

Am Ecksee schiebe ich mich vom Ufer weg und starte den kleinen Außenborder. Beim Abdrehen heult der Motor auf und versinkt vor meinen Augen im See. »O, nein!«, denke ich. »Den Motor nicht richtig festgeschraubt – wie kann mir nur so ein dilettantischer Fehler passieren?« Das darf niemand erfahren. Ich will ja nicht als Anfänger dastehen. Ich tauche und hole den Motor aus dem eiskalten Moorwasser. Der Motor ist hin, aber ich bringe alles ins Versteck, als ob nichts passiert wäre. Ich vertusche es einfach. So habe ich es immer gemacht. Nur eine kleine Lüge. Aber sie schiebt sich wie eine Wolke zwischen mich und Gott. Und ich merke es nicht. Dann fliege ich zurück nach München, zur Hochzeit meiner Schwester.

Nach der Hochzeit bleibe ich in München. Eigentlich hasse ich die Zivilisation. Ich will weg. Eine neue Möglichkeit tut sich auf: Mitarbeit in einem Trainingscamp am Nordrand der Sahara. Klingt gut.

Ich bekomme den Job und beginne zu packen. Ich reise wie immer mit leichtem Gepäck. »Andreas,

nimm doch eine Bibel mit«, sagt meine Schwester zum Abschied. »Nein.« Eine Bibel gehört wirklich nicht zum leichten Gepäck! Die Lüge steht wie eine Wand zwischen mir und dem Herrn Jesus, der Hunger nach Gottes Wort und nach Gebet ist weg.

Im Camp beeindruckt mich Helmut am meisten. Wir haben gemeinsame Hobbys. In unserer Freizeit bringt mir Helmut Fechten bei und verbessert meinen Umgang mit dem Messer, das ich immer versteckt mit mir herumtrage. Er liest viel. Helmut berichtet von dem Mut des Odysseus, der Brutalität Kongo-Müllers, der List Davids gegenüber Goliath. »Heute las ich über die Kriege der Philister in der Bibel ...« Ich unterbreche Helmut sofort. Bei dem Wort Bibel bricht ein Verlangen in mir auf: Ein Lichtstrahl durchbricht die Wolkenwand zwischen Gott und mir.

»Du hast eine Bibel?« »Ja, natürlich. Es ist ein sehr gutes Buch. Ich lese ab und zu darin.« »Bitte, kannst du es mir ausleihen?«

Ich beginne, täglich darin zu lesen. Die Bibel wird mir wichtiger als meine Hanteln und mein Messer. In der Siesta sitze ich auf dem Dach. Die Sonne brennt herunter. Ich lese. »Stimme eines Rufenden in der Wüste.« Ich kann mir die Situation in der Wüste gut vorstellen. »Gott vermag aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken.«

Als ich darüber nachdenke, wird mir klar: Mein Herz war früher hart wie Stein, aber jetzt bin ich ein Kind

Gottes mit einem veränderten Herzen. Ich komme mir hier im Camp fehl am Platz vor. Was tue ich überhaupt hier? Ich will zurück nach Kanada. Den Job gebe ich auf, und die Bibel bleibt bei Helmut.

Ich reise über München. Wieder will mir meine Schwester eine Bibel mitgeben. Wieder lehne ich ab. Meiner Mutter geht es nicht gut. Sie hat schwere Depressionen. Trotzdem fliege ich bald nach Kanada weiter. Bevor ich eine Arbeit bei Outward Bound beginne, besuche ich Wilf und Bi. »Weißt du, was mit dem Motor am Ecksee passiert ist?«, fragt Wilf eines Tages. »Nein, was war denn damit?« Wieder lüge ich, und es macht mir fast nichts aus.

## Überlebenstraining in der Wildnis

Outward Bound hat ein Camp am Lake Nippigon. Von dort aus werden verschiedene Kanu-Touren unternommen. Kursteilnehmer aus dem Süden kommen, um Abenteuer zu erleben, ihren Charakter zu bilden oder um eine Art Überlebenstraining für Laien mitzumachen.

In der Wildnis fühle ich mich wie Zuhause und ich bekomme einen Job für die Sommersaison. Wochenlang durchqueren wir das Land der Seen und Flüsse mit den Kanus. Am Ende der Tour kommen wir wieder ins Camp. Wir sitzen in der Küche zusammen und die anderen reden. John kommt herein. Sofort beginnen einige, ihn zu hänseln.

»Hallo John, wo kommst du denn her?« »Heute ist Sonntag und ...« »Sonntag? Was machst du denn am Sonntag?« »Was man halt am Sonntag so macht. Einen Sonntagsspaziergang habe ich gemacht, und Bibel gelesen ...«

Die Wolke bekommt einen Riss. Eine Bibel im Camp! »John, kannst du sie mir leihen?«, frage ich. In Johns Blockhaus bekomme ich die Bibel. Ich beginne zu lesen. Mir wird deutlich, dass ich selbst eine brauche. Ich besorge mir eine aus der Stadt. In Deutschland habe ich eine, aber ich habe sie gestohlen. Wie so vieles, was ich besitze.

Durchs Lesen der Bibel wird mir endlich meine Situation deutlich. Die Lüge liegt auf meinem Gewissen, sie liegt wie eine Wolke zwischen mir und Gott. Ich verstehe, was zu tun ist. Da ich Jesus schon in mein Leben aufgenommen habe, muss ich jetzt zu ihm umkehren und meine Lüge vor Gott zugeben und auch Wilf um Verzeihung bitten.

Ein innerer Kampf beginnt. Wenn ich zugebe, dass diese Lüge nicht entschuldigbar war, dann muss ich auch alle anderen verurteilen, und ich darf auch in Zukunft nicht mehr lügen. Nach zwei Wochen bin ich bereit, mich zu ändern. Ich will mit Gott leben, nur er kann wirklichen Frieden geben. Aber Wilf? Wenn er weiß, dass ich so unzuverlässig bin und ihn angelogen habe, wird er mir nie mehr vertrauen. Das bedeutet, dass ich mir die gemeinsame Jagd abschminken kann. Wahr-

scheinlich wird er so enttäuscht sein, dass er mich nie mehr sehen will. Nun muss ich mich entscheiden: ist es mir wichtiger, mit Wilf in der Wildnis zu leben, oder will ich mit Jesus leben?

Vier Wochen lang überlege ich, bevor ich mich entscheide. Dann ist mir wichtiger, was Gott über mich denkt, als was Wilf von mir hält. Ich gebe vor Gott alles zu, und schreibe Wilf einen Brief. Darin erkläre ich, was wirklich passiert ist, dass ich die Sache mehrmals abgestritten habe und dass ich annehme, dass er mir nicht mehr vertraut und nichts mehr mit mir zu tun haben will. Trotzdem gebe ich alles zu und bitte um Verzeihung.

Die Wolke ist ganz weg! Das ist das Wichtigste. Am Ende der Saison weiß ich nicht, wie mein Weg weiter geht. Da kommt eine Nachricht von Wilf. Er hat meinen Brief bekommen. »Alles in Ordnung. Komm vorbei und bleib für die Pelzjagd im Winter.« Ich bin überglücklich. So bald wie möglich verlasse ich das Camp. Wilf, Bi und Britta bereiten mir einen herzlichen Empfang. Und auch der ganze Winter ist von dieser Wärme geprägt. Ich weiß, dass ich es ihnen nie zurückgeben kann, aber es macht mir nichts mehr aus. Ich bin in der Lage, Hilfe anzunehmen!

Hier bin ich ganz in meinem Element. Alle Seen sind zugefroren und wir können mit Schneeschuhen oder Schlitten überall hin. Bis ich mich an die Temperatur gewöhnt habe, friere ich erbärmlich, aber mein Herz

taut immer mehr auf. Ich beginne, mir Gedanken über meine niedergeschlagene Mutter zu machen. Ich werde meiner Schwester und ihr schreiben, ihnen vom Herrn Jesus erzählen und sie vor den ganzen falschen Lehren warnen, auf die ich reingefallen bin. Auch für meine Freunde Werner und Reinhard, für Helmut und andere Bekannte beginne ich zu beten, dass sie zu Gott finden.

Einmal bin ich unvorsichtig beim Überqueren des Sees. Unter mir bricht das Eis und das schwarze Moorwasser schwappt über die Eisschollen. Mein Schlitten versinkt im See. An der Wasserstelle ist das Eis über einen Meter dick, aber hier hat die Strömung unter dem Schnee das Eis unbemerkt dünn geleckt. Immer neue Schollen brechen ab, als ich mich aus dem Wasser herausziehen will. Verzweifelt versuche ich es immer wieder.

Oft habe ich mir eingeschärft, was in solchen Situationen zu tun ist: Keine Panik, auch wenn das Eis am Rand meines Loches bricht. Ich muss versuchen, mein Gewicht beim Herausziehen auf eine möglichst große Fläche zu verteilen. Schließlich gelingt es mir. Eigentlich müsste ich mich sofort im trockenen Schnee wälzen, damit die Nässe aus meiner Kleidung gezogen wird, bevor sie gefriert. Aber zuerst knie ich mich hin und spreche mit meinem Retter:

»Danke, Herr. Du hast mich wieder vom Tod gerettet. Ich gebe Dir mein Leben ganz. Dein Wille

geschehe.« In meiner Jackentasche klappern die sicher verpackten Streichhölzer. Schnell zum Ufer und ein Feuer anzünden? Nein. Ich bin nicht zu weit weg vom Blockhaus. Ich komme dort an, bevor meine Kleidung steif gefroren ist.

## **Neue Herausforderungen**

Durch das Lesen der Bibel verstehe ich, dass Gott die Menschen liebt. Mir waren sie bisher egal, und Abenteuer waren mir wichtig. Ich lese in der Bibel von Gemeinde und will das gerne kennen lernen. Obwohl ich in einer Kirchengemeinde aufgewachsen bin, habe ich Gott dort nicht gefunden. Die Kirche in Deutschland und die Kirche in der Bibel unterscheiden sich sehr. Kirche, so wie in der Bibel, und die Möglichkeit, Menschen zu Jesus zu führen, das will ich kennen lernen. Ich entschlief mich deshalb, nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt, da ich weiß, dass Gott mich dort haben will, wird es mir nicht mehr so schwer fallen, in der Zivilisation zu leben. Eigenartig, ich freue mich sogar darauf, auch auf meine Mutter.

Der Abschied von Wilf und Bi nach dem gemeinsamen Winter geht schnell und tut mir nicht weh. Uns allen ist klar: Durch den Glauben an den Herrn Jesus sind unsere Herzen eng miteinander verbunden. Wir sind sicher, dass wir uns im Himmel wiedersehen werden. Dort ist unser neues Zuhause.

In München suche ich zuerst meine Mutter auf. Ich

bitte sie um Verzeihung für alles, was ich ihr angetan habe. Dabei stelle ich mit großer Freude fest, dass meine Mutter, meine Schwester und auch ihr Mann inzwischen echte Christen geworden sind. Meine Mutter hilft mir, Arbeit auf einem Bauernhof in der Oberpfalz zu finden. Mit den Bauern besuche ich eine christliche Gemeinde in Regensburg, wo ich freundlich auf- und angenommen werde. Nach einem Jahr suche ich Arbeit in der Stadt. Ich will mehr unter Menschen sein. Gott liebt sie, und ich will, dass sie ihn kennen lernen.

Weil Gott mir vergeben hat, versuche ich mein Leben Schritt für Schritt so zu ordnen, wie es Gott gefällt. Ich stelle mich beim Finanzamt und zahle die hinterzogene Erbschafts- und Einkommensteuer zurück. Bei der Krankenkasse entrichte ich die Beiträge, die ich mir durch mein Scheinstudium erschwindelt habe. Bei der BVA lasse ich die Waisenrente berechnen, die mir nicht gehört. Manchmal bin ich deshalb mit dem Geld sehr knapp, und manchmal fällt es mir schwer, ganz ehrlich damit zu sein.

Jedenfalls ist es eine spannende Herausforderung, mit dem Herrn Jesus zu leben. Ich bringe alles in Ordnung, was mir einfällt. Nach und nach entdecke ich viele Gegenstände, die ich habe, die mir aber nicht gehören. Ich beginne, sie zurückzubringen, oder mit Briefen zurückzusenden. So werde ich mit einigen geklauten Schulbüchern auch meine alte Bibel los. In Briefen an die Schulleitung oder an meine früheren Vorgesetzten

bei der Bundeswehr erkläre ich, wo ich das alles her habe und bitte um Vergebung.

Ich schreibe an einige Mädchen, die ich durch mein Verhalten sehr verletzt habe. Dabei erwähne ich auch, wie sich mein Leben durch den Herrn Jesus geändert hat. »Bitte verzeih mir. Ich habe dir weh getan. Mir tut es leid, wie ich mich dir gegenüber verhalten habe.«

Mein Patenonkel ist ein überzeugter Gegner des Christentums. Da ich ihn sehr schätze, fürchte ich, dass wir uns nicht mehr so gut verstehen werden wie früher. Er macht nur einige Andeutungen, »weil er meinen Glauben nicht zerstören will«. Ohne sein Wissen stelle ich mich dieser Herausforderung. Aus früheren Unterhaltungen kenne ich einige der Argumente und die entsprechenden Autoren. Ist meine Beziehung zu Gott nur Einbildung?

Im Laufe der Zeit beschäftige ich mich mit den Argumenten von Albert Schweitzer, Bertram Russel, Rudolf Bultmann und Karlheinz Deschner. Ich bin enttäuscht, wie oberflächlich manche der Argumente sind. Einige kann ich selbst beantworten, für andere finde ich befriedigende Antworten von Fachleuten, Historikern und Archäologen. Meine Beziehung zu Gott durch den Herrn Jesus beruht also doch auf historischen Tatsachen, die Bibel ist nicht voller Widersprüche.

In München beginne ich eine Lehre als Gebäudereiniger, und arbeite seitdem als Fachkraft in diesem Handwerk. Es ist auch nicht so schwer, hier in der

Stadt eine christliche Gemeinde zu finden, wo ich in meiner Freizeit mithelfen kann. Hier lerne ich auch jemand kennen, der mich bittet, meine Geschichte für ein Buch aufzuschreiben. Das ist aber nicht der einzige Grund, warum du das hier liest. Gott will, dass auch du ihn kennen lernst.



# NACHWORT

## Wozu lebe ich?

Mit diesen Lebensberichten möchten wir unseren rastlosen und von Zukunftsängsten bedrängten Mitmenschen bezeugen, dass wir durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus Vergebung unserer Schuld, einen neuen Lebensinhalt und ein neues Lebensziel bekommen haben, so dass wir getrost und ohne Illusionen der Zukunft, die in Gottes Händen liegt, entgegensehen können.

Die Bibel sagt, dass der Mensch nicht ein Produkt des Zufalls, sondern ein Geschöpf Gottes ist. Deshalb kann auch nur Er, der uns geschaffen hat, zuverlässige Aussagen über unser Woher, Wohin und Wozu machen.

Gott hat den Menschen geschaffen,

- um Seine Schöpfung zu bebauen und zu bewahren (1. Mose 1,28; 2,15),
- um Ihn zu ehren und Ihm zu danken (Röm. 1,21),
- um Ihn zu lieben aus ganzem Herzen, ganzer Seele und mit allen Kräften und seinen Nächsten wie sich selbst (Mark. 12,30.31).

Der Mensch, anfangend von Adam und Eva, hat jedoch den Herrschaftsanspruch Gottes abgelehnt, wollte sein wie Gott und sein Leben ohne Ihn und nach eigenem Gutdünken gestalten.

### **Sünde was ist das?**

Diese Auflehnung gegen Gott, der Anspruch, das Leben unabhängig und in eigener Regie zu leben, ist die eigentliche Sünde des Menschen.

Durch sie ist er aus der Gemeinschaft mit Gott gefallen und lebt seitdem getrennt von Ihm. Aus diesem Zustand der Sünde kommen dann die einzelnen sündigen Taten.

Durch die Sünde ist der Mensch also

- getrennt von Gott (Jes. 59,2)
- »tot« in Gottes Augen (Eph. 2,1)
- ein Feind Gottes (Röm. 5,10)
- unfähig Gott zu gefallen (Röm. 8,8)

- zur ewigen Trennung von Gott, zur ewigen Verdammnis verurteilt (Röm. 6,23).

Alle seine religiösen Kraftanstrengungen und Versuche, diese Trennung von Gott zu überwinden, scheitern an der völligen Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menschen.

Durch die Sünde befindet er sich wie in einem Sumpf, aus dem er sich durch eigene Kraft nicht retten kann.

### Wozu Jesus Christus?

Gott allein, dessen Wesen sowohl absolute Heiligkeit und Gerechtigkeit, als auch absolute Liebe und Gnade ist, konnte eine Brücke zum Menschen bauen. Er suchte und fand einen Weg um die Menschen, die Er liebte, zu retten, ohne dabei Seine Heiligkeit aufzugeben.

Gottes Gerechtigkeit forderte eine gerechte Strafe für die Sünden und so gab es nur einen Weg zur Errettung und Erlösung des Menschen: Ein Mensch ohne Sünde musste stellvertretend die Sünde der Menschen tragen, die sich retten lassen würden.

Dieser Mensch war Jesus Christus, der Sohn Gottes. Er kam auf diese Erde, um auf Golgatha stellvertretend unsere Sünden auf sich zu nehmen. Dort wurde der Sohn Gottes von hasserfüllten Menschen ans Kreuz genagelt und unsagbar verspottet und misshandelt. Aber an diesem Kreuz hat Gott unsere Schuld an Jesus Christus gerichtet.

Wie ein Blitzableiter den vernichtenden Blitz auf sich lenkt und ableitet, so hat der Herr Jesus Christus den gerechten Zorn Gottes über unsere Sünden auf sich geladen und dadurch unsere Errettung möglich gemacht.

»Welcher keine Sünde tat, noch wurde Trug in seinem Munde erfunden, der, gescholten, nicht widerspricht, leidend, nicht drohte, sondern sich dem übergab, der recht richtet, – welcher selbst unsere Sünden an seinem Leibe auf dem Holze getragen hat« (1. Petr. 2,22-24).

»Den, der Sünde nicht kannte, hat Gott für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir Gottes Gerechtigkeit würden in ihm« (2. Kor. 5,21).

»Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe« (Joh. 3,16).

Darum ist Jesus Christus der einzige Weg zu Gott, die einzige Möglichkeit, mit Gott versöhnt zu werden. Er sagt von sich: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als nur durch mich« (Joh. 14,6).

»Es ist in keinem anderen das Heil; denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen« (Apg. 4,12).

## Glauben – was heißt das?

Das Opfer Jesu Christi wird aber nicht automatisch jedem Menschen angerechnet. Die Voraussetzung für die Vergebung der Sünden ist der persönliche Glaube an Jesus Christus.

Glaube ist nicht nur ein Für-wahr-halten von Tatsachen, sondern ein überzeugtes Gott-recht-geben und völliges Vertrauen auf Gottes Zusage.

Zuerst gebe ich Gott recht, indem ich bekenne,

- dass ich ein Sünder bin,
- dass ich als gerechten Lohn für meine Sünden die ewige Verdammnis verdient habe.

Glauben heißt danach aber auch, mich einzig auf den Herrn Jesus und Sein Werk zu stützen und die zugesprochene Vergebung der Sünden dankbar anzunehmen.

Christus, der nicht lügen kann, auf dessen Wort ich mich also absolut verlassen kann, sagt: »Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen« (Joh. 5,24).

»Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit« (1. Joh. 1,9).

Praktisch sieht das so aus:

1. Im Gebet Gott meinen sündigen Zustand und meine Sünden bekennen.
2. Gott um Vergebung bitten.
3. Gottes Zusage der Vergebung durch das Opfer Jesu Christi im Glauben annehmen und Ihm für die für mich vollbrachte Erlösung danken.
4. Jesus Christus als Herrn meines Lebens anerkennen und Ihm die Führung meines Lebens anvertrauen.

In dem Augenblick, wo ich aufrichtig zu Gott umkehre, meine Schuld bekenne und im Vertrauen auf das Blut des Herrn Jesus Seine Vergebung annehme, bewirkt Gott in mir eine »neue Geburt« (Joh. 3,5).

Damit schenkt Gott mir unter anderem:

- Erlösung (Eph. 1,7; 1. Petr. 1,18.19)
- Vergebung (Eph. 1,7; 1. Joh. 1,9)
- Rechtfertigung (Röm. 3,23-28; 5,1)
- Gotteskindschaft (Joh. 1,12; 1. Joh. 3,1)
- ewiges Leben (Joh. 3,14-16; 5,24; 6,40; 10,27-29)

## Wie lebe ich als Christ?

Dieses von Gott geschenkte neue Leben muss nun genährt, gestärkt und gepflegt werden. Kennzeichen eines gesunden Glaubenslebens:

1. Lesen und Studieren der Bibel. Die Bibel ist das verbindliche, inspirierte Wort Gottes. Sie ist der Maßstab und die Nahrung des neuen Lebens. Gott spricht durch dieses Buch zu uns und möchte uns mit dem Reichtum der ewigen Dinge und mit Seinen Gedanken und Absichten vertraut machen. So wie unser Körper regelmäßig Speise benötigt, um wachsen und funktionieren zu können, braucht das geistliche Leben das Wort Gottes als Nahrung zu einem gesunden Wachstum (1. Petr. 2,2; 2.Tim. 3,15-17).
2. Beten. Gott redet durch Sein Wort zu uns und wir dürfen im Gebet zu Ihm sprechen und unseren Dank, unsere Anbetung, Bitten und Anliegen ausdrücken. Gott hört und erhört Gebet. Wir können zu jeder Zeit und in jeder Situation beten, sollten aber auf jeden Fall den Tag mit Gebet beginnen und beenden (1. Thess. 5,17; Eph. 6,18).
3. Gemeinschaft pflegen. Der Christ ist kein Einzel-

gänger sondern gehört zur Schar derer, die als Erlöste die Kirche oder Gemeinde Gottes bilden. Diese Gemeinde wird in der Bibel auch mit einem Leib verglichen, an welchem jeder von neuem Geborene ein Glied ist und eine bestimmte Aufgabe hat.

Die Gemeinschaft mit Christen, die Jesus Christus als ihren Retter und Herrn kennen und lieben und die Bibel ohne Einschränkung als alleinigen Maßstab für ihr Leben anerkennen, ist deshalb ein weiteres, wichtiges Element im Leben eines Christen (1. Kor. 12,12; Hebr. 10,25).

4. Den Herrn bekennen. Der Glaube soll in unseren Worten und Taten zum Ausdruck kommen. Christsein ist keine Privatsache. Gott möchte, dass wir uns eindeutig auf Seine Seite stellen und unseren Mitmenschen durch Wort und Tat ein Wegweiser zu Jesus Christus sind.

Dieser Welt, die unseren Herrn Jesus gekreuzigt hat, dürfen wir die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes in Jesus Christus weitersagen (Matth. 10,32; Röm. 10,8-10).

»So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnte; wir bitten an Christi Statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!« (2. Kor. 5,20).

»Seid aber jederzeit bereit zur Verantwortung gegen jeden, der Rechenschaft fordert wegen der Hoffnung, die in euch ist« (1. Petr. 3,15).